1,40 DM / Band 103
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

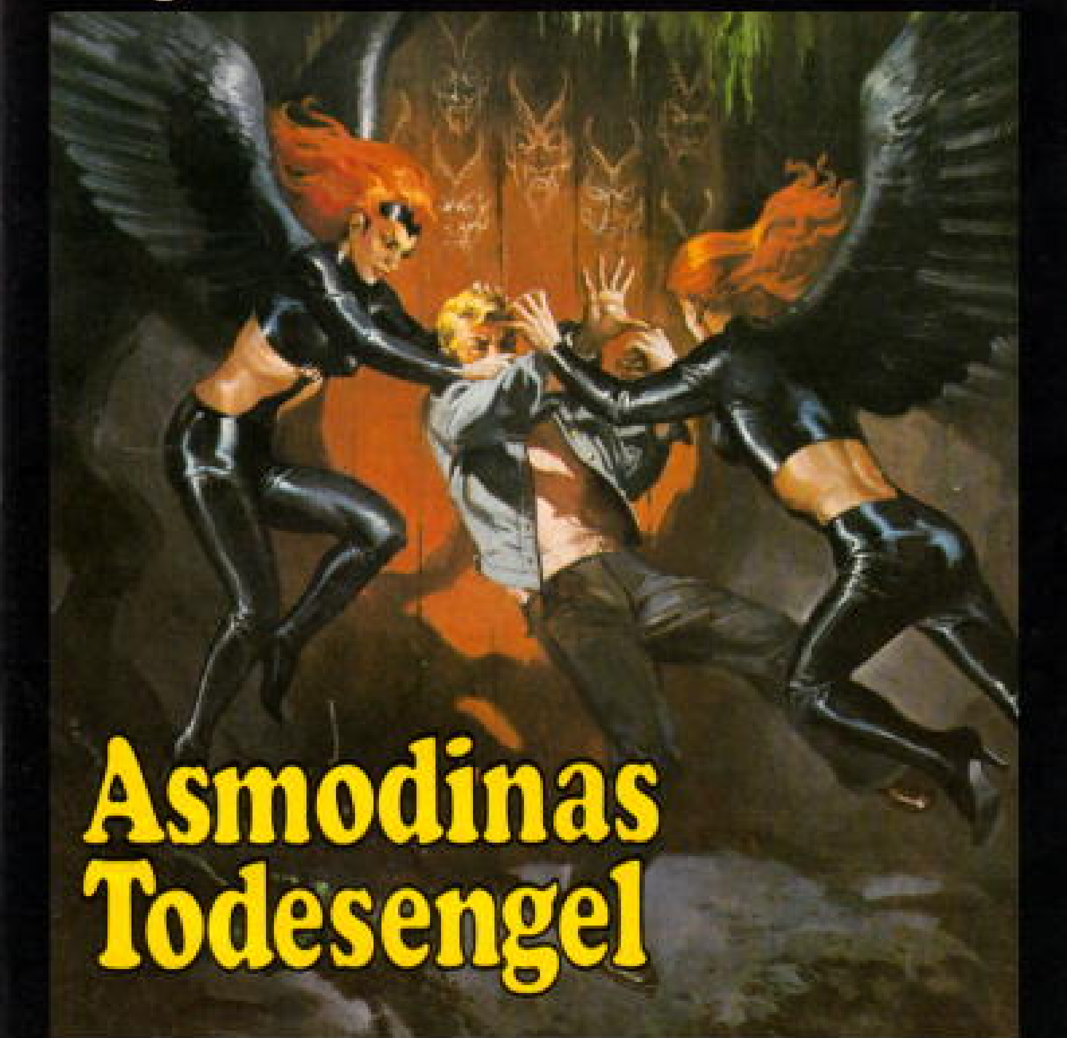
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Asmodinas Todesengel

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Asmodinas Todesengel

John Sinclair Nr. 103

von Jason Dark

erschienen am 24.06.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Asmodinas Todesengel

Auf den Vampir wartete der Tod!

Goran sollte gepfählt werden. Ein Eichenpfahl ins Herz, und es würde aus sein.

Aber Goran wollte nicht sterben. Nicht in diesem Land, nicht bei diesen Feinden. Denn es waren keine Menschen, die ihn töten wollten, sondern Dämonen, aber ebenso große Feinde wie die Menschen.

Man hatte ihn und seinen Meister entführt. Plötzlich waren sie aus dem grauen Himmel gekommen. Frauen mit großen schwarzen Flügeln, brandroten Haaren und starken magischen Kräften. Myxin, sein Meister, hatte vergeblich versucht, sich gegen die anderen zu wehren.

Sie entführten ihn in eine Welt, die er noch nie gesehen hatte.

Und dann kam er in ein Verlies, nachdem man Myxin von ihm getrennt hatte.

Da lag er nun. Angekettet.

Goran, der Riesenvampir, konnte nicht einmal seine Flügel ausbreiten, dazu war das Verlies zu klein. Ein Kettenring umschloß dicht unter seinem Kiefer den dürren Hals, zwei andere seine Füße.

Wenn er sich bewegte, klirrten die einzelnen Glieder aneinander.

So wartete er auf den Tod! – Sie hatten angekündigt, ihn zu pfählen. Wahrscheinlich sollte sogar Asmodina kommen und diese Aufgabe selbst übernehmen. Sie war jetzt, wo es den Schwarzen Tod nicht mehr gab, die große Herrin im Reich der Finsternis.

Sie verbreitete Angst und Schrecken, und ganze Armeen von Dämonen hörten auf ihr Kommando.

Ihre persönlichen Leibwächter waren diese Todesengel mit den roten Haaren.

Halb Mensch – halb Bestie, eine grausame Mischung. Und eine tödliche. Goran hatte sie kämpfen sehen. Sie waren stärker als er.

Sie hatten ihn auch am rechten Flügel verletzt, als er einen Fluchtversuch wagte.

Goran horchte auf.

Er hatte Stimmen vernommen.

Frauenstimmen…

Jetzt kamen sie!

Wieder riß Goran an seinen Ketten. Er schaffte es nicht, sie zu lösen. Sie waren zu fest in der dicken Wand verankert. Resigniert sank der Vampir wieder zusammen. Er sah keine Chance mehr. Er wußte nicht einmal, wo er sich befand, aber sein Tod war beschlossene Sache.

Goran dachte zurück an den Kampf der Vampire gegen die Skelette des Schwarzen Tods. In seinem Reich hatten viele Vampire ihr Leben lassen müssen. Sie waren gestorben unter der Sense des Dämons. Er war dort einfach zu stark. Auch Myxin und er wären dem Tod nicht entronnen, doch da kamen zwei Todesengel und entführten beide in diese unbekannte Dimension.

Warum?

Weshalb hatte man ihn und Myxin nicht vernichtet? Es wäre doch so einfach gewesen.

Die Gedanken des Blutsaugers wurden unterbrochen, als die beiden Todesengel das Verlies betraten.

Von draußen her fiel ein violetter Lichtschein in das Gefängnis, so daß der Vampir die beiden Dämoninnen erkennen konnte.

Sie hatten sich nicht verändert, trugen noch immer ihre Lederkleidung. Sie bestand aus einem knappen Oberteil, das die üppigen Brüste bedeckte, und aus einer engen Hose. Zwischen Oberteil und Hose schimmerte eine rötlich-weiße Haut.

Zu beiden Seiten der Tür blieben sie stehen. Unentwegt starrten sie Goran an.

Dann fragte die linke: »Hast du Angst, Blutsauger?«

Goran schwieg.

Natürlich hatte er Angst, aber das brauchte er den Todesengeln nicht zu sagen.

Sie kamen näher.

Und jetzt sah der Vampir auch die beiden Eichenpfähle in ihren rechten Händen.

Es wurde ernst…

Goran wich zurück. Diesen Spielraum ließen ihm die Ketten. Er konnte soweit gehen, bis er die rauhe Wand des Kerkers in seinem Rücken spürte.

Er fauchte. Weit öffnete er sein Maul. Die spitzen Eckzähne blitzten. In den kleinen Augen jedoch nistete die Angst.

Einen Schritt vor dem Vampir blieben die Todesengel stehen.

»Hast du Angst?«

»Ja!« fauchte Goran.

Die weiblichen Monster lachten. Sie hoben die Arme. Die Spitzen der Pfähle zitterten vor den Augen des Vampirs, senkten sich dann und zielten auf seine Brust.

Gorans Fratze schien zu erstarren. Die Angst vor der Vernichtung stand in seinen grausamen Zügen zu lesen. Doch die Todesengel stießen nicht zu.

Sie gingen wieder zurück.

Was sollte das? Goran wunderte sich. Er sollte doch sterben, hatte schon mit seinem untoten Leben abgeschlossen, und nun zögerte man. Wollte man ihn quälen, unnötig demütigen?

Eine der Frauen trat vor und schloß seine Ketten auf. Das Eisen am Hals fiel, dann die beiden Ringe, die die Fußgelenke umklammert hielten.

Goran war frei.

Die Todesengel traten zurück.

Der Vampir begriff nicht. »Was soll das?« ächzte er. »Warum vernichtet ihr mich nicht?«

»Weil Asmodina Gnade vor Recht hat ergehen lassen. Sei ihr dankbar, nur ihr. Und beweise ihr auch deine Dankbarkeit.«

»Was soll ich machen?«

»Du wirst deine Freiheit zurückerhalten und einem Mann einen Besuch abstatten.«

»Welchem Mann?«

»Das werden wir dir noch alles sagen!«

Goran nickte. Er war bereit, alles zu tun, nur damit man ihm die Freiheit gab.

Er würde jeden verraten.

Auch seinen Meister…

Sie führten ihn durch eine nebelhafte Welt, in der es keine Sonne gab.

Und dann erklärten sie ihm ihren Plan…

***

Peter Ball war dreißig Jahre alt, und er lebte nach der Maxime »nur nichts anbrennen lassen«.

Das besonders bei den Damen. Und immer waren es Ladys aus der High Society, die einem Abenteuer durchaus nicht abgeneigt waren. Vor allen Dingen, wenn dies mit einem Mann geschah, der einen so aufregenden Beruf hatte.

Peter war Fluglehrer.

Und fliegen wollten viele. Vor allen Dingen Frauen, die das langweilige Leben satt hatten und von ihren Männern kaum etwas sahen, weil diese immer unterwegs waren.

So kam Peter ganz gut über die Runden.

Zudem sah er noch gut aus, war weltgewandt, konnte sich phantastisch unterhalten, und das wußten natürlich die Frauen zu honorieren.

Sein Lehrflugzeug war eine zweimotorige Maschine, die er sich selbst gekauft hatte. An diesem Abend allerdings flog er allein. Und er war sauer, denn er wollte vor dem Dunkelwerden noch in London sein, weil dort jemand auf ihn wartete. Dieser Jemand hatte lange blonde Haare und besaß in der City einen gut florierenden Frisiersalon. Peter hatte sie kennengelernt, als er sich die Haare schneiden ließ. Ein paar Blicke genügten, dann kümmerte sich die Chefin persönlich um ihn. Und sie schnitt ihm nicht nur die Haare…

Für den Abend wollten sie in Kultur machen und zu einer Opernpremiere gehen.

Die würde nun ins Wasser fallen, weil Peter sich verspätet hatte.

Seine Schülerin, eine Lady aus der Grafschaft Kent, hatte ihn nicht eher gehen lassen und seine Dienste noch mit einem saftigen Trinkgeld vergoldet.

»Man hat’s schon schwer«, murmelte Peter, bevor er zum zehnten Mal versuchte, London-Tower zu erreichen.

Endlich bekam er Antwort.

»Hier X 25-3«, sagte er und gab seine Position durch. »Erbitte Anflug auf Bahn acht.«

Bahn acht lag auf einem Nebenfeld, wo die kleinen Privatmaschinen landeten.

Er bekam eine positive Antwort.

»Roger«, bestätigte Peter und unterbrach die Verbindung. Das klappte ausgezeichnet. Zudem kannte man ihn auf dem London-Airport. Er hatte dort viele Freunde und schon manche Party gegeben, über die man lange sprach.

Längst brannten die Positionsleuchten an der Cessna. Von Westen her kam die Dämmerung. Graue, lange Schatten, die wie riesige Ungeheuer über den Himmel krochen.

Peter flog direkt in die Schatten hinein. Locker und entspannt saß er auf seinem Pilotensitz und beobachtete die Instrumente. Sie arbeiteten einwandfrei. Der matte grüne Schein im Cockpit wirkte beruhigend.

Achthundert Fuß Höhe, keine Wolken. Rechts von ihm, also aus Norden kommend, näherte sich eine Passagiermaschine. Sie hatte Vorrang. Peter hoffte, kurz nach ihr landen zu können.

Wieder dachte er an seine Freundin. Hoffentlich konnte er sie dazu überreden, mit ihm essen zu gehen, wo doch der Opernbesuch ins Wasser fiel.

Peter beschäftigte sich nur mit Problemen, die das Leben schrieb.

An den Tod dachte er nicht, hatte er noch nie gedacht, und er ahnte auch nicht, wie nahe ihm der Tod bereits war.

Denn Goran war unterwegs.

Und der Vampir lechzte nach Blut.

Er kam mit der Dämmerung, verschwand im Grau des Himmels, wurde kaum gesehen, aber er sah.

Unter anderem die einsam fliegende Cessna.

Und den Piloten.

Er sollte sein Opfer sein.

Man hatte ihn aus einer grausamen Welt entlassen, um eine Botschaft zu überbringen, doch niemand hatte ihm gesagt, daß er seinem ureigensten Trieb nicht nachgehen durfte.

Der Sucht nach Menschenblut.

Von all diesen Gedanken ahnte Peter Ball nichts. Er dachte an die nahe Zukunft, während er die Instrumente beobachtete, die zu seiner vollsten Zufriedenheit arbeiteten.

Tief unter ihm verschwand der Boden im Grau der Dämmerung.

Die Sicht war ziemlich klar, und Peter sah weit im Westen einen hellen Schein am dunkler werdenden Himmel.

Da lag London, die Millionenstadt, sein Ziel.

Die Passagiermaschine, die seinen Kurs, für kurze Zeit begleitet hatte, war längst verschwunden. Ruhig liefen die Motoren. Die Schnauze der

Cessna senkte sich langsam dem Erdboden zu. Peter wollte in den Sinkflug gehen, um dann zu landen.

Goran war schon hinter ihm.

Der Vampir hatte seine gewaltigen Schwingen ausgebreitet, das Maul aufgerissen und die Zähne gefletscht. Die Gier leuchtete in seinen kleinen Augen. Vor sich sah er das Leitwerk der Maschine, sah die Positionsleuchten und flog jetzt schneller.

Es war erstaunlich, daß der Vampir die Geschwindigkeit der Maschine halten konnte. Seine Flugeigenschaften waren ausgezeichnet, und als er sich über dem Pilotencockpit befand, blieb er mit der Cessna auf gleichem Kurs.

Jetzt hatte der Pilot nur noch ein paar Minuten zu leben. Der Tod schwebte in seiner unmittelbaren Nähe, und Peter Ball war völlig ahnungslos.

Für ihn war der Flug eine Erholung. Kaum Wind, Fernsicht, keine Turbulenzen, alles ideale Voraussetzungen für gutes Flugwetter.

Goran entschloß sich zum Angriff. Er wollte nicht mehr länger warten, denn dann befand sich die Cessna bereits zu nahe am Flughafen.

Plötzlich tauchte der Vampir vor der Cockpitscheibe auf.

Peter Ball sah erst einen Schatten. Er dachte an irgendeine dunkle Wolke und rechnete damit, daß sie rasch vorbeiziehen würde, doch die »Wolke« blieb.

Und da sah Peter die Augen.

Im ersten Augenblick wußte er nicht, was er davon halten sollte.

Instinktiv umklammerten seine Hände den Steuerknüppel, dann aber schaute er genauer hin, und das häßliche Gesicht der Riesenfledermaus kristallisierte sich aus dem dämmrigen Grau.

Ein Monster! schrie es in Peters Hirn.

Er begriff, und er wußte auch, daß es nun zu spät war. Er konnte die Dinge aber nicht mehr beeinflussen. Nun war eine Flucht unmöglich.

Der Vampir zerschmetterte die Frontscheibe des Cockpits. Das geschah mit einem gewaltigen Hieb, und zahlreiche Splitter regneten in das Innere der Maschine. Die kamen mit dem Fahrtwind, der beißend in die Zelle stürmte und an den Haaren des Piloten zerrte.

Peter Ball brüllte auf.

Er wollte einen Funkspruch absetzen, sein Mayday in den Äther rufen, doch der Vampir ließ ihn nicht dazu kommen. Weitere Schläge zertrümmerten die Verglasung, so daß Goran in das Innere der Kanzel klettern konnte.

Jetzt war er nicht mehr zu halten.

Vor ihm saß ein Mensch.

Noch flog die Maschine geradeaus, blieb auf ihrem alten Kurs, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis sie davon abkam und in die Tiefe

stürzte.

Abwehrend riß der junge Pilot beide Hände hoch, als sich das blutsaugende Monster auf ihn stürzte. Seine Fäuste schlugen gegen die lederartige Haut, doch sie fügten dem Monster keine Schmerzen zu und konnten es auch nicht aufhalten.

Der Vampir war stärker!

Peter Balls Schrei erstickte, als ein Flügel gegen sein Gesicht klatschte. Er hatte das Gefühl, von einem Hammer getroffen zu sein. Der Schmerz trieb ihn fast bis an den Rand der Bewußtlosigkeit, doch er zwang sich dazu, nicht ohnmächtig zu werden. Wenn er noch eine Chance hatte, dann nur, wenn er sich wehrte.

Der Fahrtwind heulte und jaulte in die Maschine mit dem zerstörten Cockpit. Und doch übertönte das Fauchen des Vampirs diese Geräusche bei weitem.

Goran kreischte regelrecht in wilder Vorfreude, denn es war lange her, daß er seinen Hunger hatte stillen dürfen.

Peter Ball kämpfte.

Er schnellte immer wieder seine Fäuste hoch, traf auch, doch die Riesenfledermaus zeigte keine Reaktion. Genausogut hätte man sie auch streicheln können.

Da sackte die Maschine über die Schnauze hinweg ab.

Für den Vampir wurde es Zeit.

Er fetzte mit seinen Krallen das Pilotenhemd des Mannes auf, sah den Hals und die Ader, unter der das Blut pochte.

Peter Ball hatte erfaßt, mit welch einem Gegner er es zu tun hatte und was der Vampir von ihm wollte.

Er wollte seinen Arm hochreißen, um den Hals zu schützen, doch das gelang ihm nicht mehr.

Goran war stärker.

Peter schrie. Er spürte die Zähne, doch dann erstickte sein Schrei in einem Wimmern, das vom Dröhnen der Motoren längst übertönt wurde.

Die Cessna trudelte ab. Immer näher kam sie dem Erdboden. Rasend schnell wurden Häuser, Straßen und Felder größer.

Noch Sekunden bis zum Aufschlag.

Kurz zuvor löste sich eine schwarze Gestalt von der abtrudelnden Maschine und stieg in den dunklen Himmel.

Zwei Atemzüge später bohrte sich die Cessna mit der Schnauze zuerst in den Erdboden.

Sie brach auseinander wie ein billiges Spielzeug, das jemand gegen die Wand geworfen hatte. Im nächsten Moment explodierte der Tank, und das restliche Kerosin reichte aus, um die Trümmer unter einem Flammenschleier zu vergraben.

So blieb dem Piloten Peter Ball ein untotes Dasein erspart…

***

Lieben Sie Krankenhäuser?

Ich nicht. Aber man hatte mich in ein solches Ding verfrachtet, ob ich nun wollte oder nicht.

Wie kam es dazu?

Sie erinnern sich. Ich hatte nicht nur gegen den Schwarzen Tod gekämpft, sondern auch gegen die vier Horror-Reiter. Und einer von ihnen hatte mit seiner Lanze meine linke Schulter verletzt. Die Verletzung sah böse aus. Daß ich den Kampf gegen den Super-Dämon letzten Endes doch noch gewann, verdankte ich meinem magischen Bumerang und sehr viel Glück.

Meine Freunde und ich waren auf dem schnellsten Weg vom Südpol aus nach London geschafft worden. Sir Powell hatte seine Beziehungen spielen lassen, und uns wurde eine Sondermaschine zur Verfügung gestellt. Sie brachte uns vom südamerikanischen Kontinent nach Europa.

Auf der Militärbasis am Südpol hatte man mir meinen Arm verbunden. Doch auf dem Flug begann die Wunde zu eitern, ich bekam Fieber und durchlebte eine kleine Hölle.

In London wurde ich vom Flugzeug aus direkt in das Westminster Hospital verfrachtet, einem modernen Krankenhaus, das aus zwei Gebäuden bestand, die durch einen großen gepflegten Park voneinander getrennt waren.

Ich lag in dem neueren Bau an der westlichen Seite. Drei Ärzte hatten sich um meine Verletzung gekümmert, die Wunde gesäubert und sie genäht.

Noch jetzt klangen mir die Worte des Oberarztes im Ohr. »Viel später hätten Sie nicht kommen dürfen, Mr. Sinclair. Ihr Arm und die Schulter sind übel dran.«

Nach diesen Worten war ich bewußtlos geworden, noch zu sehr geschwächt vom Fieber und der Narkose.

Nun ging es mir besser. Inzwischen lag ich schon den dritten Tag auf der Station und wurde verwöhnt.

Die Haubenmiezen waren besonders nett zu mir, und meine Freunde umsorgten mich rührend.

Was mir die drei Frauen alles anschleppten, war schon eine Pracht. Wenn Jane Collins, Sheila Conolly und auch Shao zu Besuch kamen, dann bekamen die männlichen Patienten Stielaugen. Da waren ihre Krankheiten plötzlich vergessen, und sie wären am liebsten aus den Betten gestiegen.

In meinem Zimmer häuften sich die Blumen, die Pralinen und die heimlich geschmuggelten Flaschen. Besonders Bill Conolly hatte sich da die tollsten Techniken einfallen lassen.

Sogar Sir Powell war zweimal gekommen. Ich hatte mit ihm über

alles Mögliche geplaudert, nur nicht über die Arbeit. Immer wenn ich davon anfing, winkte Sir Powell ab.

»Erst werden Sie mal gesund, John, dann sehen wir weiter.«

Meinetwegen.

Aber ich fühlte mich trotzdem nicht wohl. Zwar hatte ich ein sehr gutes Einzelzimmer mit einer Dusche, Glotzkiste und Telefon, doch ich vermißte meine Wohnung, und ob Sie es glauben oder nicht, auch meinen Schreibtisch.

Am dritten Tag kam Glenda Perkins mich besuchen. Zum Glück war Jane nicht da.

Verlegen betrat Glenda das Zimmer und wurde rot, als sie mich im Bett liegen sah.

Sie hatte Saft mitgebracht und ebenfalls einen Blumenstrauß, für den ich gar keine Vase mehr hatte.

Neben meinem Bett blieb die schwarzhaarige Glenda stehen und schaute auf mich nieder.

Ich lächelte sie an. »Hallo, Glenda.« Ich reichte ihr die Hand.

»Das ist eine Überraschung.«

»Sir Powell hat mir freigegeben.«

»Setzen Sie sich doch.«

Glenda holte sich einen Stuhl, nachdem sie zuvor den Strauß abgelegt hatte. Dann nahm sie Platz. Sie wußte nicht, wie sie anfangen sollte, und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Unter ihrer dünnen Stoffbluse zeichnete sich ihr hübscher Busen ab, und der enggeschnittene Rock modellierte ihre Figur gut nach.

Um die Verlegenheit zu überbrücken, fragte ich, was im Büro anlag.

Glenda schüttelte den Kopf. »Das darf ich Ihnen nicht sagen. Sir Powell hat es mir verboten.«

»Es erfährt ja keiner.«

»Ich weiß nicht…« Glenda hob die Schultern und nagte auf ihrer vollen Unterlippe.

»Ärger?«

»Nein.«

»Na bitte«, sagte ich und faßte nach ihrer Hand. »Das ist doch schon etwas.«

»Will Mallmann hat angerufen«, erklärte sie.

»Und?«

»Er überlegt, ob er seinen Job aufgeben soll.«

Jetzt war ich überrascht. »Das hat er mir gar nicht gesagt.«

»Er hat auch nur mit Sir Powell darüber gesprochen.«

»Mensch, der Junge soll keinen Fehler machen. Der ist beim Staat angestellt, das kann man als Lebensversicherung bezeichnen. Wenn er keine silbernen Löffel klaut, hat er bis zum Lebensende ausgesorgt. Warum denn?«

»Der Grund ist wahrscheinlich seine verstorbene Frau. Er will sich wohl ganz der Dämonenbekämpfung hingeben.«

So etwas hatte ich mir fast gedacht. Will Mallmann war ebenfalls in die Welt des Schwarzen Tods entführt worden, und er hatte dort seine ermordete Frau als Untote wiedergefunden. Als ein Geschöpf, das auf der Seite des Schwarzen Tods stand.

Will hatte seine untote Frau mit Silberkugeln erlöst. Und dabei mußte auch in seinem Innern eine Wandlung vorgegangen sein, anders konnte ich mir sein Verhalten nicht erklären. Auf dem Flug hatte er nichts davon erzählt. Will Mallmann war bei einer Zwischenlandung in Frankfurt ausgestiegen und hatte sich zu seiner Wohnung in Wiesbaden begeben.

»Hat er denn gesagt, wie er sich seine weitere Zukunft vorstellt?« fragte ich.

»Nein.«

Darauf konnte ich mir auch keinen Reim machen. Aber ich nahm mir vor, Will Mallmann am nächsten Tag anzurufen. Bevor er irgendwelchen Unsinn machte, den er hinterher bereute, wollte ich erst einmal mit ihm reden.

Ich wechselte das Thema. Glenda erzählte mir noch einigen Büroklatsch, und ich sagte ihr, daß ich ihren Kaffee sehr vermißte. »Hier im Krankenhaus bekommt man nur einen Bodensee-Kaffee.«

»Was ist das denn?«

»Das ist Kaffee, durch den man den Boden der Tasse sehen kann«, erklärte ich.

Wir lachten beide.

Dann allerdings nicht mehr. Die Oberschwester hatte die Tür geöffnet und streckte ihren Kopf ins Zimmer.

Sie war eine resolute Person, wog fast zwei Zentner, hatte einen Damenbart, ungeheuer stämmige Beine und eine Stimme, die einem Spieß zur Ehre gereicht hätte. Vor ihr hatten selbst die Ärzte Angst.

Schwester Genoveva gehörte zum Inventar des Krankenhauses und lebte nur für ihren Job, da sie unverheiratet war.

»Der Patient braucht Ruhe«, sagte sie. »Es wird Zeit, daß Sie den Raum verlassen, Miß.«

Glenda erhob sich. »Ich gehe ja schon.« Sie wollte sich von mir abwenden.

Mein Ruf hielt sie zurück, als sie nach ihrem Mantel griff.

»Sie haben vergessen, sich zu verabschieden, Glenda«, sagte ich, streckte meine Arme aus, und sie verstand.

Glenda beugte sich über das Bett. Ihr Gesicht befand sich dicht vor dem meinen, und mich ritt der Teufel. Ich hauchte ihr nicht nur zwei Küsse auf die Wange, sondern auch einen auf den Mund.

Glenda spürte meine Lippen und zog hastig ihren puterrot

gewordenen Kopf zurück.

Schwester Genoveva räusperte sich. Ihr Blick wurde dolchartig scharf. Glenda verließ hastig das Zimmer. Die Schwester schloß hinter ihr die Tür.

Dann kam sie auf mein Bett zu.

Ich grinste sie an.

Vor dem Bett blieb sie stehen, stemmte beide Hände in die Hüften und schüttelte den Kopf. »Schämen Sie sich eigentlich gar nicht?« fragte sie mit ihrer Reibeisenstimme.

»Nein, warum?«

»Sie haben dieser Person einen Kuß gegeben.«

»Erstens ist sie keine Person, sondern meine langjährige Sekretärin. Und zweitens ist ein Kuß kein Verbrechen.« Dann grinste ich.

»Wollen Sie auch einen?«

Da hatte ich die Schwester aber geschockt. Sie holte tief Luft, schüttelte den Kopf, redete über Unverschämtheit und über das Benehmen der jungen Leute und rauschte davon.

Lachend blieb ich zurück.

Solch ein Angebot, wie ich es ihr gemacht hatte, war ihr wohl in den letzten zwanzig Jahren nie vorgekommen.

Inzwischen neigte sich auch der dritte Tag seinem Ende zu.

Draußen wurde es langsam dunkel. Von meinem Bett aus konnte ich auf die beiden großen Fenster schauen und sah den sich verfärbenden Himmel. Mehr nicht.

Aber ich wollte mehr sehen. Drei Tage Krankenhaus hatten mir eigentlich gereicht.

Vor allen Dingen durfte ich nicht aufstehen. Die Ärzte hatten mir strengste Bettruhe verordnet.

Aber darauf pfiff ich.

Ich fühlte mich wieder fit. Die Wunde war gut verheilt, die Ärzte hatten sie entsprechend verbunden, und ich sah keinen Grund, nicht aufzustehen.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Ich schwang die Beine aus dem Bett. Die Pantoffeln standen bereit, ich schlüpfte hinein und stemmte mich hoch.

Das hätte ich lieber nicht getan.

Der Schwindel kam blitzschnell. Bevor ich mich versah, saß ich wieder auf dem Bett. Vom Magen her stieg ein übles Gefühl hoch, und ich mußte eingestehen, daß ich mich doch ein wenig überschätzt hatte.

Aber aufgeben wollte ich nicht.

Ich wartete ein paar Minuten und startete dann einen zweiten Versuch. Den ging ich aber vorsichtiger an, kam langsam in die Höhe und stellte fest, daß es ausgezeichnet ging.

Bis ich stand.

Dann kam der Schwindel wieder.

Diesmal blieb ich hart. Auch wenn das Zimmer rotierte, ich gab nicht nach, blieb auf den Beinen stehen und machte den ersten Schritt. Dabei kam ich mir vor wie ein kleines Kind, das laufen lernt. Der linke Arm hing am Körper herab, ihn konnte ich nicht bewegen.

Ich schritt auf das Fenster zu.

Für eine Strecke, die ich normalerweise mit zwei Sprüngen überwand, brauchte ich jetzt eine Minute.

Schließlich stand ich vor der Scheibe.

Mein Blick fiel in den Park mit den alten Bäumen, den gepflegten Rasenflächen und den zahlreichen weißgestrichenen Ruhebänken.

Um diese Zeit war der Park leer. Kein Mensch schritt über die schmalen Wege, die das Gelände wie ein Spinnennetzmuster durchschnitten.

Wir hatten März, und ich wartete auf die ersten Frühlingsboten.

Weidekätzchen blühten schon, und es gab auch Tage, wo es die Sonne gut meinte.

Doch heute war es kühl gewesen und auch leicht diesig. Wenigstens hier in London.

Ich kenne Krankenhäuser, die besaßen Fenster, die sich nicht öffnen ließen. Das war zum Glück hier nicht der Fall. Ein Alu-Hebel ließ sich nach mehreren Seiten hin verstellen, um das Fenster zu öffnen.

Ich drückte den Hebel nach unten und wollte das Fenster gerade aufziehen, als sich in meinem Rücken die Tür öffnete.

Ich merkte es am Luftzug, nahm die Hand so hastig vom Griff weg, als bestünde er aus heißem Metall. Dann drehte ich mich um.

Auf der Schwelle stand der »Feldwebel«!

Schwester Genoveva.

Ausgerechnet sie mußte mich erwischen. Ich bekam einen roten Kopf, und ich fühlte mich wie ein Schüler, der von seinem Lehrer beim Mogeln erwischt worden war.

»Was machen Sie denn da, Mr. Sinclair?« fuhr mich die Schwester an. Ich grinste und hob die Schultern. »Eigentlich wollte ich nur ein wenig frische Luft schnappen.«

»Sie wissen, daß Ihnen der Arzt streng verboten hat, das Bett zu verlassen!«

»Hat er das?«

Tief atmete Genoveva ein. Dabei hob und senkte sich ihr gewaltiger Busen. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Mr. Sinclair?«

Ich schaute sie an. »Trauen Sie mir soviel Kraft zu?«

Sie blitzte mich an. Doch in ihren Augen erkannte ich auch ein lustiges Funkeln. Sie schien Humor zu haben, wenn sie sich auch immer so bärbeißig gab.

»Jetzt aber marsch ins Bett!« befahl sie. »Der Arzt wird gleich nach Ihnen schauen.«

»Aye, aye, Sir«, erwiderte ich. Dann setzte ich mich in Bewegung und lief auf das Bett zu.

Ich ging wie auf Eiern. Die Schwester beobachtete mich spöttisch, sie half mir nicht. Die Bettkante kam mir plötzlich ungeheuer weit vor. Ich biß die Zähne zusammen, gab mir selbst Durchhalteparolen und hielt auch durch.

»Sie haben sich ja ganz schön zusammengerissen, Mr. Sinclair«, sagte die Schwester.

»Man tut, was man kann«, erwiderte ich und deckte mich wieder zu.

Ich wollte noch etwas sagen, doch da übermannte mich der Schlaf. Daß die Schwester das Krankenzimmer verließ, merkte ich nicht. Und auch nichts von dem Unheil, das sich bereits über meinem Kopf zusammenbraute…

***

An Gorans langen Eckzähnen glitzerten rote Perlen.

Blut…

Das Blut des Piloten. Der Vampir hatte den Körper innerhalb von Sekundenschnelle leergesaugt und war jetzt gesättigt. Aber seinen Auftrag, den hatte er noch nicht erfüllt.

Goran schwebte über London.

Der Himmel war dunkel. Nur noch weit im Westen sah man einen grauen Streifen, der jedoch immer mehr mit dem Horizont verschmolz. Ansonsten hatte der Wind aufgefrischt. Er spielte mit dem Dunst über der Millionenstadt und trieb ihn in langen Schleiern weg. Goran war noch nie hiergewesen, überhaupt stattete er der Erde seinen ersten Besuch ab. Aber mit dem sicheren Instinkt eines Hypnotisierten fand er sein Ziel.

Aus Richtung Osten flog er die Millionenstadt am Ufer der Themse an. Tief unter sich sah er das gewundene Band des Flusses.

Es schimmerte hell. Myriaden von Lichtern machten aus der Stadt einen hellen Irrgarten. Da bewegten sich Züge als helle Schlangen, da fuhren winzig klein die Autos, und die Menschen waren nicht einmal als Punkte zu erkennen.

Der Vampir schwebte tiefer.

Er erreichte die berühmte Tower Bridge und sah rechts davon den Tower liegen. Weitere Brücken gerieten in sein Blickfeld, und der Vampir flog praktisch mit dem Themsebogen in die City hinein, wo auch sein Ziel lag.

Das Westminster Hospital.

Hier befand sich der Mann, dem er eine Botschaft zu überbringen hatte.

John Sinclair!

Goran flog jetzt langsamer. Er wollte auf keinen Fall sein Ziel verpassen. Niemand sah die riesige Fledermaus, die einsam wie ein dunkles Segelflugzeug durch die Luft glitt.

Über Raum und Zeit hinweg empfing er die Befehle. Andere steuerten ihn und lenkten ihn seinem Ziel entgegen.

Als er sich in Höhe von Westminster Abbey befand, konnte er das Hospital bereits sehen. Hinter zahlreichen Fenstern brannte noch Licht.

Sie wirkten wie rechteckige, helle Augen in der ansonsten dunklen Wand des Gebäudes.

Der Vampir glitt zwischen den beiden Gebäuden hindurch und landete sanft auf dem Rasen.

Sofort faltete er seine gewaltigen Flügel zusammen und nahm hinter einem Baumstamm Deckung.

Er überlegte.

Da zwei Gebäude zur Auswahl standen, mußte er sich orientieren. In welchem davon lag John Sinclair?

Er konzentrierte sich auf den Mann und empfing auch wieder die Befehle aus der anderen Welt.

Dann wußte er Bescheid.

Sinclair lag in dem linken Gebäude. Und zwar oben, dicht unter dem flachen Dach, wo nur wenige Fenster erleuchtet waren.

Da mußte er hin.

Goran wollte schon seine Flügel ausbreiten und sich in die Lüfte schwingen, als zwei helle Lichter aufflammten und dicht an ihm vorbeistrichen.

Er hatte Glück gehabt, daß sie ihn nicht trafen. Sofort ging der Blutsauger wieder in Deckung.

Ein Krankenwagen fuhr über den breiten Mittelweg und bog zum rechten Gebäude hin ab, wo sich die Aufnahme befand und erleuchtete Pfeile den Weg wiesen.

Erst als auch die Rückleuchten nicht mehr zu sehen waren, riskierte der Vampir einen zweiten Versuch.

Er breitete seine Schwingen aus und stieg in die Luft. Sein Ziel war das Fenster, hinter dem Oberinspektor John Sinclair lag. Goran fühlte sich absolut sicher und ahnte nicht, daß er bereits zwei Verfolger hatte, die nur darauf warteten, ihn abschießen zu können. Es waren die beiden Todesengel…

***

Von all den Dingen merkte und wußte ich nichts. Ich lag in meinem Bett und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die paar Schritte nur hatten mich geschafft.

Trotzdem hörte ich das Summen des Telefons. Der Apparat stand auf dem kleinen Tisch neben dem Kopfende des Bettes. Sofort schlug ich die Augen auf, fand mich zuerst nicht zurecht, da die Schwester das Licht gelöscht hatte. Sofort bemerkte ich, daß ich mich im Krankenhaus befand.

Der Apparat summte weiter.

Schließlich hob ich ab. Bleischwer kam mir der Hörer vor, als ich ihn gegen mein Ohr preßte.

»Ja«, meldete ich mich müde.

Zuerst hörte ich nur ein leichtes Rauschen. Zeichen für ein Ferngespräch. Dann eine sonore, kräftige Stimme, die mit einem Lachen verbunden war.

»Hallo, Geisterjäger!«

»Moment«, murmelte ich, »wer sind Sie? Ich…« Und in dem Augenblick fiel es mir ein. Der Mann, der mich angerufen hatte, war ein alter Berufskollege.

Professor Zamorra.

»John, hat man dir so einen vor den Schädel gegeben, daß du deine Kollegen nicht mehr erkennst?« fragte er mich lachend.

Jetzt war ich wach. »Nein, das bestimmt nicht. Du mußt schon entschuldigen, aber ich hatte gerade geschlafen, und dein Anruf hat mich aus den schönsten Träumen geweckt.«

»Oh, das tut mir leid. Soll ich vielleicht später noch mal anrufen?«

»Unsinn. Jetzt bin ich wach. Was gibt es denn?«

»Ich sitze hier auf meinem Schloß, lasse mich ein wenig von Nicole verwöhnen und wollte dir eigentlich nur gratulieren.«

»Wozu?«

»Zu deinem Sieg über den Schwarzen Tod.«

»Ach so. Na ja…«

Zamorra unterbrach mich. »Jetzt hör auf zu schreien, John. Es war verdammt nicht einfach, den Burschen ein für allemal auszuschalten. Ich bin selbst im Geschäft und weiß, wie es dort zugeht. Du brauchst dein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.«

»Alles halb so wild«, erwiderte ich. »Aber ehrlich, Zamorra, rufst du deswegen an?«

»Ja.«

»Das ist allerhand.«

»Hast du schon mal wieder etwas von unserem Freund Belphegor gehört?« fragte er mich und spielte dabei auf ein Abenteuer an, das wir in Paris erlebt hatten.

»Nein, der ist in der Versenkung verschwunden«, erwiderte ich.

»Ich rechne allerdings damit, daß er noch einmal auftaucht. Ich habe übrigens diese Horror-Reiter auch vernichtet.«

»Laß mich nachdenken«, sagte Zamorra. Nach einer Weile meinte er:

»Das waren doch die Leibwächter der vier Dämonen Astaroth, Eurydome, Bael und Amducias?«

»Genau.«

Der Professor pfiff durch die Zähne. »Dann kannst du dich auf was gefaßt machen. So einfach nehmen die Dämonen nicht hin, daß du ihnen eine Niederlage beigebracht hast.«

»Das fürchte ich auch.«

»Brauchst du Hilfe?« fragte mich Zamorra.

»Nein, im Moment nicht. Außerdem hast du genug am Hals.«

»Da sagst du was. Ich soll dir übrigens von Nicole auch noch gute Besserung wünschen.«

»Danke, gib den Gruß zurück.«

»Mach' ich.«

Zamorra legte auf, und ich ließ mich in meinem Bett zurücksinken. Ich hatte das Licht nicht angeschaltet, es war auch während des Telefonats dunkel im Zimmer geblieben.

Mein Blick fiel automatisch auf das große Fenster, und plötzlich war auch meine letzte Müdigkeit verschwunden.

Draußen vor der Scheibe hatte sich etwas bewegt.

Ein Schatten!

Sofort setzte ich mich im Bett auf, wobei mich durch diese ruckhafte Bewegung wieder das Schwindelgefühl überfiel. Diesmal ignorierte ich es. Die Bewegung am Fenster nahm mich zu sehr gefangen.

Oder hatte mir die Phantasie etwas vorgegaukelt? Das würde sich innerhalb der nächsten Sekunden entscheiden.

Ich machte kein Licht, weil es einfach keinen Sinn hatte. Die Helligkeit hätte mich geblendet, ich hätte nichts erkennen können. So riß ich meine Augen weit auf.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Draußen vor der Scheibe bewegte sich in der Tat ein Schatten.

Und er war riesengroß.

Wer saß dort? Ein Feind, der mir ans Leder wollte? Ich dachte an meine Bewaffnung und hatte nichts außer dem Kreuz. Das hatte ich mir nicht wegnehmen lassen, alles andere lag gut aufbewahrt in meinem Einsatzkoffer, der wiederum in meiner Wohnung stand oder von Suko bewacht wurde.

Der Schatten klopfte.

Deutlich vernahm ich das harte, pochende Geräusch. Er klopfte dreimal, für mich ein Zeichen, daß ich zum Fenster laufen sollte und daß der Schatten mir nicht ans Leder wollte. Er war mir also nicht feindlich gesinnt.

Immerhin etwas.

Mit dem relativ sicheren Gefühl stieg ich aus dem Bett. Wieder begann sich das Zimmer zu drehen, doch bei weitem nicht so schlimm

wie beim ersten Mal. Ich bekam das Gefühl in den Griff.

Auf unsicheren Füßen tappte ich meinem Ziel entgegen.

Je näher ich dem Fenster kam, um so stärker und größer wurde der Schatten. Auch erkannte ich zwei kleine Augen in einem Kopf, der grausam aussah.

Es war kein menschlicher Schädel, beileibe nicht. Er gehörte einer Fledermaus.

Ein Vampir war gekommen!

Diese Erkenntnis traf mich hart. Verdammt, ich hatte Besuch von einem Vampir bekommen. Das war echt eine Überraschung. Fragte sich nur, ob eine gute oder böse.

Letzteres war eher anzunehmen.

Vor dem Fenster blieb ich einen Moment stehen. Eine verständliche Reaktion, denn wer läßt schon gern einen Riesenvampir in sein Krankenzimmer? Zudem war ich verletzt. Ich konnte nur meinen rechten Arm gebrauchen.

Sicherheitshalber holte ich das geweihte Kreuz unter der Schlafanzugjacke hervor und ließ es vor meiner Brust baumeln. Dann faßte ich den Riegel und öffnete das Fenster.

Ein komisches Gefühl war es schon, das mich da überfallen hatte.

Freiwillig ließ ich einen Blutsauger ein.

Zuerst strömte mir die kühle Abendluft entgegen, so daß ich fröstelte. Ich fühlte auch die Wärme des Kreuzes durch den Stoff meiner Jacke und hatte somit den Beweis, einen Vertreter des Bösen vor mir zu haben.

Auch den zweiten Flügel zog ich auf. Trotzdem machte der Blutsauger keine Anstalten, in das Krankenzimmer zu fliegen. Irgend etwas hielt ihn zurück.

Daß es das Kreuz war, teilte er mir selbst mit. Seine Stimme klang rauh, und es bereitete ihm Mühe, die menschlichen Laute zu artikulieren.

Rasch dachte ich nach. Der Vampir war freiwillig gekommen, und er machte nicht den Eindruck, daß er mir ans Leder wollte.

Deshalb riskierte ich es, steckte das Kreuz weg und trat einen Schritt zurück, damit die Riesenfledermaus Platz hatte.

Sie flatterte in das Krankenzimmer. Die Flügel waren so gewaltig, daß sie mich fast streiften. Dann faltete der Vampir seine Flughäute zusammen.

Es war Goran, die Riesenfledermaus, die mir zusammen mit Myxin, dem Magier, im Kampf gegen den Schwarzen Tod zur Seite gestanden hatte. Er war dann mit seinem Herrn und Meister von zwei rothaarigen Wesen entführt worden.

Jetzt stand er hier. Warum? Ich erfuhr es in den nächsten Sekunden, denn Goran begann zu sprechen.

»Ich soll dir eine Botschaft überbringen«, redete er und öffnete dabei sein Maul so weit, daß ich die Blutreste sehen konnte, die noch an seinen Zähnen klebten. Er hatte sich also ein Opfer geholt.

Es kostete mich eine ungeheure Mühe, jetzt ruhig zu bleiben und nicht danach zu fragen.

»Wer will etwas von mir?«

»Myxin.«

»Und wo befindet er sich?«

»Sie hält ihn gefangen.«

»Asmodina?«

»Ja.« So etwas hatte ich mir gedacht. Die Teufelstochter wußte genau, daß ihr Myxin nicht gerade freundlich gesonnen war. Also schaffte sie ihn aus dem Weg und versuchte, mich durch ihn zu erpressen, um schließlich uns beide in die Hände zu bekommen. Ein raffiniert ausgeklügeltes Spiel, das mußte man ihr lassen.

»Was soll ich dabei?« fragte ich. »Du wirst zu ihm gehen. Wenn du es nicht tust, dann stirbt Myxin. Das soll ich dir bestellen.« Eine Erpressung also.

Fabelhaft.

»Wo befindet er sich?« fragte ich.

»Ich kenne den Ort nicht«, erwiderte der Riesenvampir.

Mein Lachen klang spöttisch. »Erzähle doch nichts. Woher bist du denn gekommen?«

»Er liegt in einer anderen Dimension«, erklärte mir der Blutsauger. »Du mußt mir glauben.«

Ja, das nahm ich ihm ab. Auch der Schwarze Tod hatte sein Reich in einer anderen Dimension gehabt, warum also nicht auch Asmodina, die Tochter des Teufels?

Die Dämonin schien zu allem entschlossen zu sein. Nie hätte ich gedacht, daß sie so schnell nach dem Ende des Schwarzen Tods die Initiative an sich reißen würde.

Sie kannte kein Pardon und schlug sofort zu.

Ich aber befand mich in einer Zwickmühle. Natürlich brauchte ich nicht auf ihre Forderung einzugehen. Was ging mich Myxin, der Magier, an? Er war ebenfalls ein Dämon und kein Mensch, war also dem Bösen zugetan. Ich jedoch kämpfte auf der Gegenseite. Nun durfte man nicht außer acht lassen, daß Myxin auch mir geholfen hatte. Hätten er und seine Vampire nicht eingegriffen, dann wäre ein Sieg über den Schwarzen Tod für mich so gut wie unmöglich gewesen, denn dieser Dämon trat nicht allein an. Er hatte seine Skelette um sich versammelt, gegen die Myxin und seine Vampire tapfer gekämpft hatten. Demnach stand ich in seiner Schuld.

Der Sohn des Lichts in der Schuld eines Dämons! Kaum zu fassen, aber eine Tatsache.

»Hast du dich entschieden?« fragte mich Goran.
Ich schaute ihn an. Von ihm strömte eine Feindschaft aus, die mich schaudern ließ. Wären wir uns unter anderen Umständen begegnet, wäre es zu einem Kampf gekommen, in dessen Verlauf ich versucht hätte, ihn zu pfählen.
So aber herrschte zwischen uns ein trügerischer Burgfrieden, der aber jeden Moment beendet sein konnte.
»Erzähle mir mehr«, forderte ich den Vampir auf.
»Ich kenne die Welt nicht«, erklärte mir der Blutsauger.
»Aber du weißt, wie man dorthin kommt.«
»Nein.«
Langsam wurde ich sauer. »Das gibt es doch nicht. Okay, du bist gekommen, um mir mitzuteilen, daß sich Myxin in Asmodinas Gewalt befindet und ich ihn befreien oder mich als Austauschgeisel zur Verfügung stellen soll. Aber du hast mir nicht erklärt, wie ich in Asmodinas Reich gelangen kann.«
»Das mußt du selbst herausfinden.«
Ich schaute den Vampir an. Und ich glaubte ihm. Ich konnte mir dies selbst nicht erklären, doch die Riesenfledermaus machte auf mich nicht den Eindruck, daß sie log.
Nicht in dieser Situation.
Ich startete einen letzten Versuch. »Überlege es genau, Goran. Wenn ich keinen Hinweis bekomme, kann ich deinen Meister auch nicht befreien.«
Nach einer Weile meinte er: »Es gibt ein Tor…«
»Aha. Und weiter?«
»Dahinter liegt der Eingang zu Asmodinas Höllenwelt. Aber wo sich das Tor befindet, weiß ich nicht.«
»Du bist aber hinausgekommen.«
»Das stimmt.«
»Und wo bist du gelandet?«
»Ich befand mich in der Luft. Ich schwebte über den Wolken auf diese Stadt zu.«
Verdammt, damit konnte ich nicht viel anfangen. Schließlich hatte ich keine Flügel. Ich bohrte weiter, doch aus dem Vampir war nichts mehr herauszubekommen.
Er sagte nur noch: »Beeil dich. Myxin wird es nicht mehr lange aushalten. Er leidet…«
Das konnte ich mir gut vorstellen. Überhaupt fragte ich mich, ob ich Myxin noch lebend antraf.
Die Chancen sanken…
Dann geschah etwas, was meinen und den Plan des Vampirs völlig über den Haufen warf.
Mit einem Ruck flog die Tür des Krankenzimmers auf.

Auf der Schwelle stand Schwester Genoveva!

***

Myxin haderte mit seinem Schicksal. Er war völlig wehrlos und befand sich zudem noch in der Hand Asmodinas, einer schwarzmagischen Feindin.

Sie hatte ihn in ein Verlies geschafft, das von roten Nebeln erfüllt war, aus dessen Zentrum sich immer wieder die gräßlichsten Fratzen herauskristallisierten.

Es waren Myxins Wächter.

Dämonen der niederen Stufe, oft mit zwei oder drei Köpfen ausgestattet, versehen mit schuppigen Panzern und unförmigen Körpern. Sie gehorchten Asmodina absolut, und wenn Myxin frei gewesen wäre, hätte es ihm keine Schwierigkeiten bereitet, mit ihnen fertig zu werden. Doch ihn hielten die Fesseln.

Asmodina selbst hatte sie geschmiedet und mit magischen Zeichen versehen, denen Myxin nichts entgegenzusetzen hatte, weil er sie nicht kannte.

Dabei hatte er alles versucht, doch ohne Erfolg. Die Teufelstochter und ihre Magie waren einfach stärker.

Noch etwas bereitete Myxin Sorgen. Über ihm befand sich auf einem Regal ein großes Gefäß, das mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllt war.

»Das ist Weihwasser!« hatte ihm Asmodina höhnisch erklärt und dabei auf einen kleinen Hahn an der Vorderseite des Gefäßes gedeutet. »Wenn ich ihn öffne, fällt in einem gewissen Zeitraum ein Tropfen Weihwasser auf deinen Kopf.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen, Myxin wußte auch so, was das bedeutete.

Er war selbst ein Dämon und bot damit eine Angriffsfläche gegen all das Gute, was es auf der Welt gab.

Das Weihwasser würde ihn zwar noch nicht umbringen, ihn aber quälen und foltern.

Asmodina war wirklich eine wahre Satanstochter!

Mittlerweile kamen die Vorwürfe.

Jetzt ärgerte Myxin sich, daß er John Sinclair geholfen hatte. Hätte er ihn allein kämpfen lassen, wäre er nie in Asmodinas Hände gefallen.

Andererseits jedoch lebte der Schwarze Tod wahrscheinlich noch, und Myxin hätte einen Gegner mehr, und Sinclair wäre tot. Wie er es auch drehte und wendete, die Situation war verfahren genug. Er sah einfach keine Lösung.

Und was mit Goran, dem Vampir, geschehen war, das wußte er auch nicht. Überhaupt hatte er seine gesamte Streitmacht im Kampf gegen

die Skelette und den Schwarzen Tod verloren. Myxin mußte wieder von vorn beginnen, vorausgesetzt, es gab noch eine Chance für ihn. Im Augenblick sah es jedenfalls nicht so aus.

Der Magier starrte in die roten Nebelschleier. An die Gestalten hatte er sich gewöhnt, sie schreckten ihn nicht. Zudem war auch er ein Dämon, und seine Diener hatten um keinen Deut besser ausgesehen.

Dann aber kam Asmodina.

Urplötzlich tauchte sie aus den roten Schleiern auf. Sie schien zu schweben, und ihr Ziel war Myxin.

Einen Schritt vor ihm blieb sie stehen. Ihr Gesicht war zu einem spöttischen Lächeln verzogen. Asmodina konnte man als grausame Schönheit bezeichnen. Sie war kalt, unberechenbar und verschlagen. Sie konnte aber auch überaus freundlich tun und ihre Gegner damit einlullen.

Jetzt war sie die große Siegerin, und Myxin kam sich gedemütigt vor, als sie auf ihn niederschaute.

»Was willst du?« fragte er.

Asmodina lachte. Sie warf mit einem Ruck ihre rote Haarflut zurück. »Ich will dich leiden sehen und dir einiges sagen.«

»Rede!«

»Ich habe Goran nicht getötet!«

Das war eine Überraschung für Myxin, doch er zeigte sie nicht, sondern fragte statt dessen: »Und warum nicht?«

»Weil ich ihn noch brauche.«

»Wozu?«

»Er dient mir als Bote.« Sie lachte, und dabei klirrten die Glieder ihrer Kette aneinander. Diese Einzelstücke bestanden aus winzigen Totenköpfen, und in den Augen schimmerten blutrote Perlen. Vor dieser Kette hatte Myxin Angst. Sie strahlte eine so starke Magie ab, daß es ihn schauderte.

Ansonsten trug Asmodina einen langen Umhang aus violettem Stoff. Er war nur mit einer Teufelsfratze bestickt, mehr nicht. Keine magischen Zeichen, keine Formeln und Bannsprüche, wie oft bei anderen Dämonen zu sehen war.

»Goran ist unterwegs zu John Sinclair«, erklärte Asmodina dem wehrlosen Magier. »Er wird ihn besuchen und ihm meine Forderungen offerieren.«

Myxin war überrascht und geschockt. »Was will er von dem Geisterjäger?«

Sie lachte spöttisch. »Ist er nicht dein Freund?« Myxin schwieg.

»Auf jeden Fall hast du ihm geholfen. Und jetzt bin ich gespannt, ob er dir hilft.«

»Sinclair soll kommen?« fragte Myxin erstaunt. »Ja, ich will ihn hier in dieser meiner Welt haben. Du bist für mich das beste Druckmittel!«

Die Worte hatten gesessen. Myxin war geschockt. Er glaubte nicht daran, daß ein Mensch sich aufmachen könnte, um ihn, einen Schwarzblütler, zu befreien.
»Du sagst ja nichts«, meinte die Teufelstochter. »Sinclair wird nicht kommen.«
»Bist du dir da sicher?«
»Welches Interesse sollte er an mir haben?«
»Du hast ihm und seinen Freunden geholfen. Und Sinclair ist ein Mensch mit guten Eigenschaften. Für ihn gibt es noch so etwas wie Dankbarkeit und Treue. Darauf baue ich.«
»Dann baust du auf Sand.«
»Nein!« zischte Asmodina, »er wird kommen, und dann habe ich ihn!« Das waren ihre letzten Worte. Auf dem Fuße machte sie kehrt und wurde eins mit dem roten Nebel. Zurück ließ sie einen sehr nachdenklichen, aber auch verzweifelten Myxin.

***

Schwester Genoveva war geschockt. Und zwar so geschockt, daß sie keinen Ton hervorbrachte. Sie stand mit offenem Mund auf der Türschwelle und starrte in das Zimmer.
Ich war herumgefahren. Ebenfalls der Vampir, und in seinen Augen sah ich ein gieriges Funkeln.
Das fehlte mir noch, daß dieser Blutsauger sich über die Frau stürzen würde. Sie durfte auch nicht nach draußen laufen und anfangen zu schreien, denn dann würde sie das gesamte Krankenhaus rebellisch machen.
Deshalb mußte ich schnell sein.
Trotz meiner Verletzung schaffte ich es, die Tür zuzuknallen, bevor sich der Angstschrei der Schwester entlud. Meine rechte Hand sprang förmlich von der Klinke weg, und sofort preßte ich sie auf die Lippen der Schwester.
Aus dem Schrei wurde ein Gurgeln.
»Bleiben Sie ruhig!« zischte ich ihr ins Ohr. »Und rühren Sie sich um Himmels willen nicht, dann tut Ihnen niemand etwas.«
Sie nickte. Ich löste langsam meine Hand von ihren Lippen und wartete darauf, daß sie anfangen würde zu schreien, doch sie hatte sich zum Glück in der Gewalt. Sie atmete nur schwer, wobei sich ihr gewaltiger Busen hob und senkte.
Ich war beruhigt.
Die Riesenfledermaus stand lauernd und sprungbereit im Zimmer. Durch das offene Fenster fächerte die kühle Nachtluft und streichelte mein erhitztes Gesicht.
Ich faßte die Schwester am Arm und dirigierte sie in eine Ecke, wo sie stehenbleiben sollte.

»Rühren Sie sich nicht!« schärfte ich ihr ein.
Sister Genoveva nickte nur.
Dann wandte ich mich an den Vampir. »Wenn du sie angreifst, bekommst du mein Kreuz zu spüren!«
Er zuckte zurück. Vor diesem geweihten Kruzifix hatten die Dämonen und finsteren Mächte ungeheure Angst. Zuletzt hatte es die vier Horror-Reiter vernichtet. Allein daran war zu erkennen, welch eine Kraft in diesem Kruzifix steckte.
»Ein Vampir«, jammerte die Frau. »Hilfe, ein Vampir. Mein Gott, das ist…«
Ich drehte mich um. »Seien Sie ruhig, verdammt.«
Die resolute Schwester klappte den Mund zu. Und plötzlich verdrehte sie die Augen und sackte zu Boden. Dort blieb sie liegen. Der Anblick war wohl etwas zuviel für die Gute gewesen.
»So«, sagte ich, »jetzt will ich wissen, wie ich zu Myxin hinkomme.«
»Du kennst bestimmt den Weg!«
»Ich kann dir nur eins geben«, sagte er. »Den Kristall!«
»Welchen Kristall?«
Er griff hinter seinen Körper, und als die Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie einen roten Gegenstand umklammert. Der Vampir schritt bis zu meinem Bett und legte ihn auf die Decke.
Es war in der Tat ein Kristall. Er hatte eine rhombische Form, war hervorragend geschliffen und funkelte im Licht der Deckenlampe.
Ich löste meinen Blick von dem Kristall und schaute den Vampir wieder an. »Was soll ich damit?« erkundigte ich mich.
»Er ist dein Schlüssel.«
»Ein Schlüssel für was?«
»Für eine Reise zu Asmodina. Er wird dich zu ihr bringen, John Sinclair.«
»Und was soll ich tun?«
»Das weiß ich nicht, du mußt es herausfinden. So jedenfalls hat mir Asmodina es aufgetragen.«
Ich nickte. Wohl war mir überhaupt nicht, denn ich fühlte mich nicht fit. Und einen Kampf mit Asmodina würde ich kaum überstehen, denn sie war verdammt mächtig.
Was also tun?
Sollte ich Myxin im Stich lassen? Nein, das ging auch nicht. Als ich in Not gewesen war, sprang er über seinen eigenen Schatten und half mir. Deshalb mußte auch ich voll einsteigen.
Ich blickte wieder auf den Kristall. Welche Magien mochte er beherbergen? Bestimmt keine guten, wenn er von Asmodina stammte, sondern schwarzmagische Kräfte.
»Nimm ihn in die Hand«, sagte der Vampir. »Wieso?«
»Dann wirst du seine Reaktion erleben. So jedenfalls hat Asmodina

gesagt.«

Ich hatte dies auch vor, wollte seinem Ratschlag folgen, doch ich wurde abgelenkt. Am Fenster sah ich eine Bewegung. Ich schaute genauer hin. Nichts. Nach wie vor nistete die Dunkelheit in dem Park. Der Vampir hatte meinen Blick bemerkt und fragte, was geschehen war.

»Bist du allein gekommen?«

»Ja.«

»Ich hatte das Gefühl, Schatten am Fenster zu sehen. Ich kann mich auch getäuscht haben.« Goran drehte sich um, breitete seine Schwingen zur Hälfte aus und stand schon vor der Fensterbank, während ich zurück im Zimmer blieb. Der Blutsauger schaute nach draußen. Hoffentlich befand sich niemand mehr im Park und schaute hoch, denn dann sah er die Silhouette des Blutsaugers vor der Helligkeit des hinter ihm liegenden Raums. Und Aufsehen wollte ich unter allen Umständen vermeiden.

Goran drehte sich wieder um. »Es war nichts«, sagte er.

»Vielleicht hast du dich geirrt.«

»Vielleicht…«

Der Blutsauger kam wieder auf den Kristall zu sprechen. »Er ist der einzige Hinweis, den ich geben kann. Mehr hat mir Asmodina nicht gesagt. Sie werden bestimmt damit fertig…«

Ich hörte gar nicht zu, denn ich schaute an Goran vorbei. Nein, ich hatte mich nicht getäuscht.

Draußen waren Gestalten.

Zwei schreckliche Wesen.

Sie flogen an das Fenster heran, und meine Augen wurden noch größer. Ich kannte sie. Denn diese Wesen hatten Goran und Myxin aus dem Reich des Schwarzen Tods entführt.

Es waren Asmodinas Todesengel.

Und diesmal hielten sie Waffen in ihren Händen. Pfeil und Bogen. Und wenn mich nicht alles täuschte, bestanden die bereits auf den Sehnen liegenden Pfeile aus gutem, hartem Eichenholz…

***

Die gefährlichen Todesengel hockten auf der Fensterbank und hielten die Sehnen ihrer Bögen gespannt.

Ihr Ziel war klar.

Goran sollte sterben.

Und zwar durch die für Vampire tödlichen Eichenpfähle.

Der Vampir hatte noch nichts bemerkt. Ich schrie ihm eine Warnung zu, doch er reagierte zu langsam.

Er wirbelte zwar herum, da jedoch hatten die beiden Höllenbotinnen bereits abgedrückt.

Ich hörte die pfeifenden Geräusche, als die Pfeile die Sehnen verließen, und vernahm den dumpfen Aufprall, mit dem sie in den Körper des Blutsaugers drangen.

Goran stieß einen gurgelnden Fauchlaut aus. Er drehte sich auf der Stelle. Weit hatte er sein Maul aufgerissen. Ich konnte in den Rachen schauen, und als er in einem letzten, verzweifelten Aufbäumen die Flügel ausbreitete, war mir die Sicht auf die beiden Todesengel am Fenster verdeckt.

Der Vampir zitterte.

Die Eichenpfeile steckten in seinem Rücken und entfalteten ihre weißmagische Kraft.

Sie zerstörten den untoten Wiedergänger.

Doch Goran wollte nicht sterben. Nicht in dieser Welt und nicht jetzt. Er hatte schon soviel hinter sich, zahlreiche Gefahren überstanden, und nun sollte er den Tod finden.

Nein, auf keinen Fall.

Er keuchte und stöhnte. Noch weiter riß er sein häßliches Maul auf.

Ich sah den grünen Speichel, der plötzlich zwischen seinen Zähnen floß. Wie eine teerähnliche Masse klebte er in seinem Gebiß.

Weit breitete er die Flügel aus, und mir kam es vor, als würde der Haß auf mich in seinen Augen blitzen, weil er mich letzten Endes dafür verantwortlich machte, daß er in diesem Zimmer sein Ende fand. Er schlug mit den Flügeln, und ich mußte zurückweichen, um nicht getroffen zu werden.

Bald spürte ich die Wand im Rücken. An der Stelle blieb ich stehen.

Goran sackte zusammen.

Die krallenbewehrten Füße konnten sein Gewicht nicht mehr halten, weil sie langsam verfaulten und zu Asche wurden. Seine endgültige Vernichtung begann an den Beinen und setzte sich weiter fort, erreichte den Oberkörper und die Flügel.

Auf einmal sahen sie nicht mehr schwarz und ledern aus, sondern graubraun und verwittert. Schon rieselte die Asche zu Boden, die ein durch das Fenster hereinblasender Windzug hochtrieb und quer durch das Zimmer wehte.

Goran wurde immer kleiner. Rasend schnell setzte sich der Schrumpfungsprozeß fort. Ich schaute erst gar nicht mehr hin. Vorgänge dieser Art kannte ich zur Genüge, mich interessierten die beiden Todesengel.

Sie hockten nicht mehr auf der Fensterbank.

Aber sie schwebten vor dem Gebäude und schauten in das Zimmer hinein.

Die Bogen hielten sie in den Händen. Sie hatten auch neue Pfeile aufgelegt und die Sehnen gespannt. Unwillkürlich wich ich zur Seite, um aus dem unmittelbaren Schußfeld zu gelangen. Dabei fiel die

Bewegung etwas zu heftig aus, und ein stechender Schmerz durchraste meine linke Schulter.

Ich hätte schreien können. Mir wurde schwindlig, und ich mußte auf der Bettkante Platz nehmen.

Tief atmete ich durch.

Wenn die beiden jetzt schossen, dann war ich geliefert.

Sie feuerten ihre Pfeile nicht ab. Statt dessen zogen sie sich zurück, breiteten die dunklen Flügel aus und waren gedankenschnell in der Finsternis verschwunden.

Allein blieb ich zurück.

Nein, nicht allein. Vor mir auf dem Boden lag ein Häufchen Asche. Mehr war von Goran, dem Vampir, nicht übriggeblieben.

Und auch die beiden Pfeile lagen noch dort.

Mir ging es wieder ein wenig besser. Ich stand auf und holte mir die Pfeile.

Ich wog sie auf dem Handteller und stellte fest, daß sie hervorragend gearbeitet waren. Aus bester vampirtötender Eiche. An den Spitzen klebte grünschwarzes Dämonenblut.

Wie sollte es weitergehen?

Goran, der Bote, war tot. Er war von Asmodina ausgenutzt worden und hatte seine Arbeit getan. Mir hätte er seine Botschaft überbracht und einen geheimnisvollen Kristall, mit dem ich im Moment nichts anzufangen wußte.

Bevor ich mir den Kristall näher anschaute, schloß ich das Fenster.

Ich war nur froh, daß der Kampflärm draußen auf dem Gang nicht gehört worden war.

Und auch Schwester Genoveva hatte nichts bemerkt. Sie lag immer noch ohnmächtig auf dem Boden. Normalerweise hätte ich sie in mein Bett gehievt, doch mit nur einem gesunden Arm traute ich mir diese Arbeit doch nicht zu.

Abermals fiel mein Blick auf den Kristall. Er lag auf dem Bett wie ein Fremdkörper und erinnerte mich an einen großen, zu Eis erstarrten Blutstropfen.

Ich setzte mich ebenfalls auf die Kante und nahm den Kristall in die rechte Hand.

Warm fühlte er sich an, ähnlich wie mein Kreuz. Es hing noch immer vor meiner Brust, und der Gedanke an einen Test kam mir urplötzlich. Ob ich es wagen konnte, den Kristall mit meinem Kreuz zu berühren? Ich machte den Versuch.

Behutsam führte ich den Kristall an das Kruzifix heran. Er paßte genau in meine hohle Hand und schien direkt für mich angefertigt worden zu sein.

Doch was war das?

Fremde Gedanken strömten in mein Gehirn, während mein eigener

Wille immer mehr zurückgeschraubt wurde. Ich kämpfte dagegen an, doch ich schaffte es nicht, die anderen Gedanken zu vertreiben.

Der Kristall! Das konnte nur der Kristall verursacht haben. Es gab keine andere Erklärung. Meinen Arm bekam ich nicht weiter hoch, er blieb auf halbem Wege hängen.

Selbst gab ich mir den Befehl, die Hand zu öffnen, um den Kristall wegzuwerfen.

Meine Finger gehorchten mir nicht.

Die Schaltzentrale vom Gehirn zu den Nerven war unterbrochen.

So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Und gleichzeitig kam die Müdigkeit. Ich wurde müde und matt und wehrte mich auch nicht, als ich langsam nach hinten kippte und auf das Bett fiel.

Mein Wille war einfach ausgeschaltet. Noch hielt ich die Augen offen, der Blick war gegen die Decke gerichtet, ich sah die Lampe, doch sie wurde immer größer, glich einem gewaltigen Luftballon, der mehr und mehr aufgeblasen wurde und plötzlich zerplatzte.

Bei mir zerplatzte auch etwas.

Der Ballon wurde zu einem gewaltigen Farbenprisma, das über mich fiel und mich hinwegriß in eine andere fremdartige Sphäre, wo die Gesetze der Erde keine Gültigkeit mehr hatten.

Ich spürte auch nicht mehr, daß der Kristall mir unter meinen Fingern wegschmolz und diese flüssige Substanz langsam durch die Poren meiner Haut in den Blutkreislauf sickerte.

Auf dem Bett lag nur noch ein wachsbleicher Mensch. Dem Tode näher als dem Leben…

***

Schwester Genoveva erwachte, weil sie fror. Sie schüttelte sich und murmelte irgend etwas Unverständliches. Ihr fiel auf, daß sie mit dem Rücken an der Wand lehnte, drehte den Kopf und sah dicht neben sich die Bettkante.

»Bei allen Heiligen, das ist mir auch noch nicht passiert«, murmelte die resolute Krankenschwester. Sie rollte ihren gewichtigen Oberkörper zur Seite, stemmte die Hände auf den Fußboden, hob ihr gewaltiges Hinterteil und stand auf.

Verwundert schaute sie sich um. Sie kramte in ihrem Gedächtnis, und da kam die Erinnerung.

»Der Vampir«, flüsterte sie. »Das Ungeheuer, wo ist es geblieben?« Sie schaute sich im Zimmer um, sah mich auf dem Bett liegen und preßte die Hand gegen die Lippen.

»Aber Mr. Sinclair«, flüsterte sie, »was ist denn mit Ihnen geschehen?« Ein Schritt brachte die Krankenschwester an das Bett. Sie senkte den Kopf und sah genauer nach.

Schwester Genoveva schaute in ein wachsbleiches Gesicht mit aufgerissenen Augen, in denen die Pupillen völlig fehl am Platz wirkten. Sie waren ohne Ausdruck – wie zwei Steine.

Oder wie bei einem Toten.

Toten?

Die Schwester überlegte. Ihre Gedanken rasten plötzlich. Sie hatte in ihrem Leben zahlreiche Tote gesehen. Zu viele eigentlich, und sie kannte genau die Symptome. Dieser Mann vor ihr sah ganz danach aus, als würde das Jenseits ihn bereits mit offenen Armen empfangen.

Die Schwester schluckte. »Das… darf doch nicht wahr sein«, flüsterte sie und legte eine Hand auf die Stirn.

Sie fühlte sich kalt und warm zugleich an, als würden unter der Haut Ströme pulsieren und in entgegengesetzte Richtungen fließen.

Etwas stimmte da nicht.

Sie dachte wieder an den Vampir.

Wo steckte er?

Die Schwester rechnete damit, daß er sich verborgen hielt, um sie anzugreifen, wie er auch John Sinclair angegriffen hatte. Ja, es gab keine andere Möglichkeit für sie. Der Vampir hatte den Patienten gebissen und getötet.

Noch einmal schaute die Schwester auf mich.

Dann schüttelte sie den Kopf, flüsterte unverständliche Worte und rannte, wie von Furien gehetzt, aus dem Krankenzimmer. Die Ärzte und Kolleginnen auf dem langen Gang schauten sie verwundert an, als sie auf das Chefarztzimmer zuhetzte. Es war schon ein gewaltiges Bild, das die korpulente Krankenschwester bot. Alles an ihr war in Bewegung und schaukelte von einer Seite zur anderen.

Normalerweise mußte derjenige, der zum Chefarzt wollte, sich erst anmelden, doch die Schwester pfiff auf alle Regem. Bei ihrem Fall ging es um Leben oder Tod, da zählte jede Sekunde.

Sie stürmte durch das Vorzimmer und stieß die nächste Tür auf.

Der Chefarzt, Professor Higgins, hockte hinter seinem Schreibtisch und las in einer Fachzeitschrift. Wie von der Tarantel gebissen sprang er hoch, als Schwester Genoveva in sein Büro stürmte.

»Was ist denn mit Ihnen los?« rief er.

Schwer atmend blieb die Schwester vor dem Schreibtisch stehen und preßte ihre Hand auf den wogenden Busen. Sie konnte kaum ein Wort hervorbringen.

In der Tür tauchte die Vorzimmerelfe mit hochrotem Kopf auf, Entschuldigungen stammelnd.

»Herr Professor!« keuchte Schwester Genoveva. »Der Patient… Er… stirbt.«

Der Arzt sprang auf. Er war ein kleiner Mann mit einem faltigen Gesicht und dünnen Lippen. Sein schütteres Haar bedeckte kaum die

beginnende Glatze.
»Wer stirbt?«
»Mr. Sinclair, Sir. Ich…«
Wie ein Wiesel flitzte der Professor hinter seinem Schreibtisch hervor. Jetzt war er nicht mehr zu halten. An den überraschten Schwestern vorbei lief er durch die Tür auf den Gang und rannte auf das Zimmer des Patienten zu.
Er rammte die Tür auf, war mit wenigen Schritten neben dem Bett und schaute auf mich nieder.
Routiniert fühlte er nach dem Puls und dem Herzschlag.
Dabei wurde er blaß.
»Schnell, beeilen Sie sich!« schrie er Schwester Genoveva an, die ihm gefolgt war. »Lassen Sie alles vorbereiten. Wir müssen dem Patienten Sauerstoff geben. Künstliche Beatmung, und sagen Sie Doktor Fryley Bescheid.«
Genoveva verschwand.
Higgins beugte sich vor und versuchte es bereits mit Mund-zu-Mund-Beatmung.
Seine Versuche waren erfolglos.
Der Herzschlag ging immer mehr zurück, wurde schwächer und schwächer.
Eine Trage wurde ins Zimmer geschoben. Mehrere Helfer betteten mich darauf. Im Eiltempo ging es dann zum OP. Man wollte retten, was noch zu retten war.
Der Sauerstoff stand bereit.
Künstliche Beatmung!
Noch einmal überprüfte der Professor den Herzschlag. Danach richtete er sich auf und hob in einer hilflosen Geste beide Schultern.
»Ich spüre nichts mehr«, murmelte er.
Jeder wußte, was das bedeutete. Der Patient war tot!

***

Ein Hauch von Frühling über London!
Schüchterne Sonnenstrahlen fielen aus einem blassen Himmel und tupften gegen die grauen Häuser der Millionenstadt. Die zahlreichen Bäume und Büsche in den Parks schienen aufzuatmen, die Menschen waren auf einmal fröhlicher, und selbst die Autofahrer hatten mehr Verständnis füreinander.
Vor allen Dingen freuten sich die Frauen, die endlich einmal wieder Lust bekamen einzukaufen. Dafür sorgten auch die Besitzer und Pächter der zahlreichen Boutiquen. Auf großen Ständern rollten sie ihre Warenangebote vor die Schaufenster und priesen durch knallige Plakate die neuesten Errungenschaften an.
Auf der King’s Road herrschte Hochbetrieb. Es waren wesentlich

mehr Fußgänger als Autofahrer unterwegs. Sie badeten bei ihrem Schaufensterbummel in den ersten Sonnenstrahlen, und die Geldbörse saß bei ihnen lockerer als sonst.

Der gleiche Betrieb herrschte auf der Bond Street. Hier liegen die teuren Läden, in denen Ladies und Touristen kaufen, die nicht unbedingt auf den Shilling schauen müssen.

Unter all den schaulustigen Käuferinnen befand sich auch eine Frau, die trotz der großen Konkurrenz auffiel.

Sie hatte lange pechschwarze Haare, Glutaugen, einen üppigen Mund und leicht hochstehende Wangenknochen, die auf ihre slawische Abstammung schließen ließen. Sie bewegte sich mit der Grazie eines Mannequins, trug ein rotes Frühlingskostüm mit Pariser Chic und einer Rocklänge, die einiges von ihren gutgewachsenen Beinen sehen ließ. Handtasche und Schuhe waren von einem satten Blau, und ein Tuch von Hermes flatterte um ihren schlanken Hals.

Jeder, der die Frau sah, hätte sie für ein schickes, modernes Girl gehalten, aber nicht für das, was sie in Wirklichkeit war.

Eine Unternehmerin der Top-Klasse.

Sie hatte von ihrem Vater einen Konzern geerbt, der zu den größten der Insel gehörte.

Es war das King-Imperium.

Denn die junge Frau war keine andere als Damona King, die Bezwingerin der Finsternis. Eine Weiße Hexe, die ihrer Mutter am Sterbebett versprochen hatte, das Böse zu bekämpfen.

Und das war der eigentliche Sinn ihres Lebens. Nicht die Führung des Konzerns, die lag in den Händen ausgezeichneter Manager. Damona King hatte die Zeit, sich ihrer eigentlichen Aufgabe zu widmen. Und das tat sie mit Hingabe.

Sie kaufte auch in ihrer knappen Freizeit mit Hingabe ein. Dabei durfte niemand sie stören. Deshalb bummelte sie allein über die Bond Street.

Es waren nicht nur Frauen unterwegs, sondern auch Männer, die genügend Zeit hatten, sich den Tag um die Ohren zu schlagen.

Diese Typen wurden natürlich auf eine Frau wie Damona aufmerksam. Sie wurde auf Schritt und Tritt von begehrlichen Blicken verfolgt, und mehr als einmal bekam sie sehr deutliche Angebote. Damona kümmerte sich nicht darum, sie war so etwas gewöhnt, obwohl es ihr schmeichelte, wenn die Männer sie begehrten, da war sie eben ganz Frau. Sie dachte aber auch an Mike Hunter, den Generalbevollmächtigten des King-Konzerns, dem sie sehr zugetan war. Die beiden verband etwas, das man wohl mit dem Wort Liebe umschreiben kann, und Damona sah keinen Grund, ihren Mike zu betrügen.

Vor einer besonders schicken Boutique blieb sie stehen.

Zwei große Schaufenster waren hübsch dekoriert. Die neuen Frühjahrssachen sprangen Damona förmlich ins Auge. Duftige Blusen, weitgeschwungene Röcke, elegante Kostüme, Handtaschen, italienische Schuhe und ausgefallener Modeschmuck.

Kleine Punktstrahler leuchteten die besonders ausgefallenen Kleidungsstücke an, und Damona entschloß sich, das Geschäft zu betreten. Ein Gong wehte seinen melodischen Klang durch den Laden, als sie die Tür aufstieß und die Boutique betrat.

Barmusik umschmeichelte die hübsche Kundin. Sie drang aus versteckten Lautsprechern. Kaufpsychologie, über die Damona lächelte, sich aber trotzdem darüber freute.

Der Laden war ziemlich groß. Er führte noch in einen Anbau hinein, wo auch die kleinen Umkleidekabinen lagen. Überall waren große, viereckige Spiegel aufgestellt, die Damona Kings Bild mehrfach wiedergaben.

Vor einem Ständer mit Röcken blieb Damona stehen. Sofort näherte sich eine Verkäuferin.

Puppengesicht, gekleidet im Disco-Look, ein Lächeln in den Mundwinkeln.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Damona wandte sich um. »Nein, ich möchte nur einmal schauen.«

»Gern.« Die Verkäuferin trat zurück.

Außer Damona befanden sich noch zwei andere Kundinnen in der Boutique. Eine trank Kaffee und ließ sich die neuesten Kleider zeigen. Sie machte einen blasierten, hochmütigen Eindruck. Die Arroganz sprang ihr aus dem Gesicht.

Einen besonders bunten langen Rock nahm Damona vom Bügel und hielt ihn sich vor den Körper.

»Steht Ihnen gut«, sagte die Verkäuferin. »Sie können ja mit Ihrer Figur alles tragen.«

»Sicher.«

Damona King mochte es nicht, wenn die Verkäuferinnen so aufdringlich waren. Sie suchte sich ihre Sachen lieber selbst aus.

»Möchten Sie ihn nicht einmal anprobieren?«

Damona winkte ab. »Vielleicht später.«

Sie trat zurück und steuerte einen anderen Ständer an, an dem Blusen hingen. Den Rock nahm sie mit.

Damona hatte sich längst entschlossen, ihn zu kaufen. Sie suchte nur noch ein passendes Oberteil.

Der Blusenständer war prall gefüllt. Damona konnte kaum die Bügel zur Seite schieben.

Eine andere Verkäuferin kam und bot ihr eine Tasse Kaffee an.

»Danke, die nehme ich gern«, sagte die junge Konzernherrin.

In kleinen Schlucken genoß sie das belebende Getränk. Sie

beobachtete dabei die arrogante Kundin, die sich nicht entscheiden konnte und den Verkäuferinnen die Schuld gab.

»Früher waren Sie besser sortiert«, sagte sie, stand auf und rauschte hinaus.

Damona lächelte. Sie mochte diese Frauen nicht, die sich so aufspielten, in Wirklichkeit jedoch voller Komplexe steckten. Man nahm ihr die Tasse ab, und sie konnte weitersuchen.

Zu dem bunten Rock paßte nur eine unifarbene Bluse. Damona suchte sie in Rot, hielt den Rock immer dagegen und wurde sehr schnell fündig.

Eine weitgeschnittene Leinenbluse mit ausgebauschten Ärmeln und kleinem Kragen paßte genau.

»Darf ich die Sachen anprobieren?« wandte sie sich an die Verkäuferin.

»Natürlich. Ich gehe vor.«

Die Verkäuferin geleitete Damona zu den Umkleidekabinen und zog den Vorhang auf.

Damona betrat die Kabine, zog den Vorhang wieder zu und entledigte sich ihrer Kostümjacke. Auch in der Kabine war die Musik zu hören. Ein gepolsterter Stuhl stand bereit, und an der mit Stoff bespannten Wand hing ein Spiegel.

Die Lampe an der Decke blendete nicht.

Damona zog auch ihre Bluse aus. Sie trug einen dünnen BH, der ihre Brüste ein wenig anhob. Und in dem schmalen Tal des Busens lag der schwarze Stein, den sie von ihrer Mutter Vanessa, einer echten Hexe, geerbt hatte.

Mit diesem Stein hatte es eine besondere Bewandtnis. Er war eine Art Indikator, der Damona anzeigte, ob, wann und wo Kräfte des Bösen in der Nähe lauerten.

Gleichzeitig konnte sie durch diesen Stein auch in Verbindung zu ihrer toten Mutter treten, und so war dieses Kleinod ihr wertvollster Besitz.

Er war auch im Spiegel zu sehen und glänzte matt. Den Stein gab Damona nie aus der Hand, er hatte ihr bereits zu große Dienste erwiesen und besaß eine Kraft, die sie bis zum heutigen Tag noch nicht richtig erforscht hatte.

Zuerst schlüpfte sie in den Rock. Er paßte, als wäre er für sie geschneidert worden. Auch in der Taille saß er genau richtig, und der Saum reichte fast bis zu den Knöcheln. Damona wußte auch schon, wo und wann sie ihn tragen wollte. Im Sommer, wenn es die großen Gartenfeste gab, dafür war der Rock genau passend.

Sie griff nach der Bluse und streifte sie über ihren lackschwarzen Haarschopf. Auch dieses neue Kleidungsstück saß. Es brauchte nicht geändert zu werden.

Damona King war zufrieden.
Sie zog beide Sachen wieder aus und schlüpfte in ihren Kostümrock. Als sie ihre Bluse über den Kopf streifen wollte, erstarrte sie mitten in der Bewegung.
Etwas störte sie.
Eine Gänsehaut rann über ihren Rücken. Verursacht durch einen Kälteschauer, der jedoch nicht von draußen kam, sondern aus einer anderen Richtung.
Der Stein strahlte ihn ab.
Ihr Stein!
»Passen die Sachen?« vernahm sie von draußen die Stimme der Verkäuferin.
Damona erwachte wie aus einem Traum. Sie antwortete nicht schnell genug, und das Girl mit dem Puppengesicht steckte seinen Kopf durch den Vorhangspalt.
Hastig drehte sich Damona um. »Ja, ja, es geht schon klar«, erwiderte sie.
Die Verkäuferin zog sich zurück.
Damona King war über die Störung ein wenig ungehalten. Sie wollte sich weiter auf das Phänomen konzentrieren und dabei versuchen, es zu ergründen.
Die Kälte breitete sich aus. Sie strich nicht nur über ihren Rücken, sondern wanderte hoch zur Schulter, erfaßte ihren Hals und ging über auf die Brust.
Dort verschmolz sie mit dem Stein, und im nächsten Augenblick hatte Damona das Gefühl, dieser Stein würde die Kältewellen mit doppelter Intensität abstrahlen und durch ihren Kreislauf jagen. Sie begann plötzlich zu zittern, die Haut veränderte sich, sie wurde blauweiß und schillerte.
Damona atmete schwer.
Auf einmal konnte sie sich so gut wie nicht mehr bewegen. Wenn sie ein Bein hochheben wollte, hatte sie dabei das Gefühl, Zentnerlasten hingen an ihren Waden. Mit den Armen erging es ihr um keinen Deut besser, doch zum Glück arbeiteten ihre Gedanken klar und deutlich.
Sie mußte den Stein ablegen!
Es war die einzige Möglichkeit, einem neuerlichen Kälteschock zu entgehen, den sie unter Umständen nicht überlebte.
Damona hob die Arme. Sie versuchte es zumindest, doch es fiel ihr mehr als schwer. Den linken bekam sie überhaupt nicht in die Höhe, den rechten nur mit ungeheurer Mühe.
Sie stöhnte auf. Vor Schmerzen und vor Glück, als sie mit ihren Fingern die Kette berührte, die den Stein hielt. Jetzt hatte sie bereits einen Teilsieg errungen.
Damona biß die Zähne zusammen. Sie gab nicht auf, obwohl das

eisige Gefühl in ihrem Innern wieder zunahm.

Dabei raste ihr Herzschlag. Sie spürte ihn gegen die Rippen trommeln, und das Echo rief ein dumpfes Pochen in ihrem Kopf, dicht unter der Schädeldecke, hervor.

Damona stöhnte auf. Sie wankte zurück, fiel mit dem Rücken gegen den Spiegel, sammelte alle Kräfte und intensivierte ihre verzweifelten Bemühungen.

Endlich hielt sie die Kette zwischen den Fingern.

Ein kleiner Erfolg nur, doch für sie ein Fortschritt. Damona atmete schnell und keuchend. Sie wehrte sich gegen die Lähmung. Dabei versuchte sie, ihr weißmagisches Erbe ins Spiel zu bringen, was ihr jedoch nicht gelang, denn die Gedankenströme wurden durch eine geistige Barriere verschluckt.

Was war nur geschehen? Weshalb reagierte ihr Innerstes nicht?

Damona fand keine Antwort. Es war ihr jetzt auch egal, denn sie mußte sich nun auf die reinen Körperkräfte verlassen.

So hart umspannte sie die Kette, daß sie sogar in das Fleisch ihrer Hände schnitt. Und sie hob den Arm, konzentrierte sich nur auf diese Aufgabe.

Damona schaffte es.

Plötzlich konnte sie die Kette und damit auch ihren Stein über den Kopf streifen. Sie ließ beides fallen, als wäre es aus glühendem Eisen.

Ächzend sank sie auf einen Stuhl.

Augenblicklich verschwand, die Kälte aus ihrem Körper, der Kreislauf stabilisierte sich, die Atmung war wieder normal, und auch ihre Finger gehorchten.

Zurück blieb ein dumpfes Gefühl im Kopf, das jedoch langsam verschwand.

Die Verkäuferin kam wieder. Sie sah Damona auf dem Hocker sitzen, und ihr Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an. »Ist Ihnen nicht gut, Miß?« fragte sie.

Damona King hob den Blick und lächelte. »Doch, doch, es geht schon. Nur ein leichtes Unwohlsein, mehr nicht.«

»Dann bin ich froh. Darf ich den Rock und die Bluse mitnehmen?« fragte die Verkäuferin.

»Nehmen Sie, ich kaufe beides.«

»Danke, Miß.«

Damona wollte ihr die Sachen überreichen, doch die Verkäuferin wehrte ab. »Lassen Sie nur, es geht schon.«

Als sie verschwunden war, zog Damona King sich weiter an. Sie hob ihren Stein erst auf, als sie die Knöpfe der Kostümjacke geschlossen hatte.

Damona war darauf gefaßt, sofort wieder den schwarzmagischen Schock zu bekommen, doch das geschah nicht.

Der Stein strahlte wieder die normale Temperatur ab. Er war handwarm. Trotzdem traute Damona dem Frieden nicht. Sie hängte sich die Kette nicht um den Hals, sondern steckte sie mit ihrem Kleinod in die rechte Tasche der Kostümjacke.

Danach verließ sie die Kabine.

Die Verkäuferin brachte kleine Erfrischungstücher herbei, doch Damona wehrte ab.

»Das ist sehr lieb von Ihnen, aber mir geht es inzwischen wieder besser.«

»Vielleicht liegt’s am Wetter«, vermutete die Verkäuferin. »Viele Menschen, auch jüngere, können den Umschwung nicht so vertragen.«

Damona King hob die Schultern. »Möglich ist es.« Sie schaute sich suchend um.

»Die Kasse ist dort«, sagte die Verkäuferin und deutete an einer Spiegelwand vorbei. »Wenn Sie vielleicht noch Modeschmuck mitnehmen möchten…?«

»Nein, danke! Ich werde später einmal kommen.«

»Ist schon recht.«

Damona King zahlte an der Kasse die Rechnung. Die erworbenen Stücke wurden verpackt und Damona mit einem Lächeln verabschiedet. Tief atmete sie durch, als sie draußen auf der Straße stand.

Im Spiegel hatte sie festgestellt, daß ihr Gesicht noch immer eine ungesunde Blässe zeigte, doch sie war sicher, daß diese bald verschwand. Das bereitete ihr keine Sorgen.

Etwas anderes jedoch viel mehr.

Wie war es dazu gekommen, daß ihr Stein so artfremd reagiert hatte?

Dieses Rätsel mußte sie einfach lösen, sonst hatte sie keine ruhige Minute mehr.

Ihr war auch die Lust an einem weiteren Einkaufsbummel vergangen, obwohl sie noch gern einige Antiquitätengeschäfte und auch Galerien durchstöbert hätte.

Etwas anderes war jetzt wichtiger.

Irgendwo lauerte das Böse!

So rasch es ging, lief Damona King auf das Parkhaus zu, in dem sie ihren Wagen abgestellt hatte. Sie benutzte in der Stadt einen kleinen, wendigen Golf.

Mit dem Aufzug fuhr sie hoch in das Parkhaus. Ihr grüner Wagen stand oben, dicht unter dem Dach.

Damona schloß die Tür auf, setzte sich hinter das Lenkrad, schnallte sich an und nahm den Stein in die Hand.

Er hatte seine Farbe verändert!

Damonas Augen wurden groß. Was hatte das denn nun wieder zu bedeuten?

Sie ließ ihre rechte Hand, auf dessen Innenfläche der Stein lag, in den Schoß sinken und schaute ihn sich genauer an.

Der Stein war nicht mehr schwarz, sondern leicht durchsichtig geworden. Nur noch schlierenartig erkannte sie im Innern die dunkleren Fragmente. Und diese Schlieren bewegten sich. Sie kreisten hin und her, stießen sich ab, drehten Kurven und liefen wieder auseinander.

Eine Magie war in Unordnung geraten. Anders konnte sich Damona dieses Ereignis nicht erklären.

Wieso war dies entstanden? Und wo befand sich die Quelle dieser Fremdmagie?

Die mußte Damona finden.

Vielleicht führte der Stein sie hin.

Plötzlich hörte sie Schreie, Hilfeschreie…

Jemand befand sich in großer Not.

Aber wer?

Sie horchte in sich hinein, versuchte, den in Not Geratenen ausfindig zu machen – und…

Zufällig hatte sie wieder einen Blick auf den Stein geworfen.

Dort sah sie ein Gesicht schimmern.

Das Gesicht eines blondhaarigen Mannes.

Damona überlegte. Sie kannte das Gesicht zwar, mit dem Mann jedoch hatte sie noch nie gesprochen. Trotzdem kam er ihr bekannt vor, denn sie hatte in einer Zeitung einmal sein Bild gesehen.

Dieser Mann, dessen Gesicht sie in dem Stein sah, war kein anderer als John Sinclair…

***

Professor Higgins machte ein ratloses Gesicht. Und auch die anderen Ärzte wußten keine Lösung.

Der Patient war tot.

Normalerweise…

Aber er war doch nicht gestorben, denn die Körpertemperatur sank nicht ab, sie blieb konstant, und das widersprach allen Gesetzen der Natur.

Lange hatten sie versucht, die Atmung wieder zu aktivieren, es hatte nichts genutzt. Die Ärzte und mit ihnen die moderne Medizin waren hilflos.

Schließlich blieb in den frühen Morgenstunden nur eine Wache bei dem »Toten« zurück, die anderen gingen schlafen.

Nach drei Stunden saßen Professor Higgins und Dr. Fryley wieder beieinander. Bei starkem Kaffee diskutierten sie den Fall noch einmal durch.

Sie kamen zu keinem Ergebnis.

Schwer stützte der Professor sein Kinn in beide Hände. »Ich weiß mir keinen Rat mehr«, gestand er, »selbst ein Kollege, den ich angerufen habe, konnte mir nicht helfen. Und der Mann ist Spezialist. John Sinclair ist für uns und die Medizin ein Rätsel. Anders kann ich es nicht ausdrücken.«

Fryley fragte: »Welche Chance geben Sie ihm?«

Der Professor schaute seinen jüngeren, schnauzbärtigen Kollegen nachdenklich an. »Normalerweise gar keine, wenn ich ehrlich bin. Aber mittlerweile habe ich das Gefühl, daß bei ihm alles möglich ist. Vielleicht erwacht er heute.«

»Oder morgen oder in drei Tagen oder in drei Monaten«, warf Doktor Fryley ein.

»Das kann durchaus sein«, bestätigte der Professor.

»Und was tun wir?«

Higgins saugte an seiner Dunhill-Pfeife. »Wir können nichts tun, nur beobachten. Zum ersten Mal in meiner medizinischen Laufbahn stehe ich vor einem unlösbaren Rätsel. Vielleicht sind wir in zehn Jahren soweit, es zu lösen. Heute jedoch nicht.«

»Was schlagen Sie vor?« fragte der jüngere Arzt. »Wir sollten Sinclairs Angehörige benachrichtigen.«

»Das klingt endgültig.« Die Stimme Fryleys klang bestürzt.

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?« Fryley schwieg. Die Situation war verfahren genug, das wußten beide Männer. Sie waren mit ihrer ärztlichen Kunst am Ende und standen vor einem Rätsel. Jetzt lag das Schicksal des Patienten in der Hand eines Höheren.

Professor Higgins seufzte noch einmal tief und griff dann zum Telefonhörer. Über die Zentrale ließ er sich mit New Scotland Yard verbinden, die Nummer würde das Mädchen leicht herausfinden.

»Möchten Sie einen Cognac?« fragte der Professor seinen jüngeren Kollegen.

»Nein, danke.« Higgins lächelte verständnisvoll. Als das Telefon schellte, hob er sofort ab. Er wußte, daß der Vorgesetzte des Patienten Sir Powell hieß, und verlangte, ihn zu sprechen. Der Superintendent meldete sich rasch.

»Hier Higgins«, sagte der Professor und räusperte sich, bevor er weitersprach. »Ich fürchte, Sir, ich muß Ihnen eine betrübliche Mitteilung machen.«

»Ist irgend etwas mit John Sinclair?« fragte der Superintendent sofort. »Ja.«

»Reden Sie!«

»Der Patient oder vielmehr die Krankheit des Patienten ist in ein Stadium getreten, das wir allein nicht mehr überschauen können«, erklärte der Professor. Sir Powell wurde ungeduldig. »So reden Sie doch, Professor.«

»Nun, Ihr Mitarbeiter hat seine Verletzung gut auskuriert, wenn ich das mal so sagen darf. Dann jedoch ist er am vergangenen Abend in eine totenähnliche Starre gefallen, für die wir keine Erklärung haben.«

»Er ist also nicht tot?«

»Ja und nein.«

»Das verstehe ich nicht, Professor.«

»Ich auch nicht, Sir. Wir als Mediziner haben ebenfalls keine Erklärung für dieses Phänomen. Es ist uns ein Rätsel.« Dr. Fryley nickte zu den Worten seines Vorgesetzten.

»Haben Sie schon mal an Magie gedacht?« fragte der Superintendent.

»Nein.«

»Das sollten Sie aber.« Jetzt lachte der Professor. »Sir, ich bitte Sie, Magie ist nichts Wissenschaftliches, nichts Konkretes. Gut, es gibt das Gebiet der Parapsychologie, und ich will meinen Kollegen…«

»Ich werde persönlich vorbeikommen und mir den Patienten anschauen«, unterbrach Sir Powell den Professor. »Natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Higgins hatte nichts dagegen. Und wenn, dann hätte er es auch gar nicht ausgesprochen, denn er fühlte sich ziemlich hilflos in dieser Situation.

»Wir sehen uns dann gleich«, sagte Sir James Powell und hängte auf.

»Und?« fragte Dr. Fryley.

»Er kommt vorbei.«

»Ob das was hilft?«

Der Professor breitete die Arme aus. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Zudem hat er von Magie geredet. Er sucht wahrscheinlich dort eine Erklärung.« Dr. Fryley tippte sich gegen die rechte Stirnseite.

Das war sein Kommentar dazu. »Lassen Sie das nur nicht den Yard-Boß sehen«, warnte ihn der Professor. »Der wird sonst sauer.«

»Meinetwegen.« Es klopfte. Auf das kräftig gerufene »Herein« des Professors betrat Schwester Genoveva den Raum. Auch sie sah übernächtigt und blaß aus. Unter ihren Augen lagen dicke Ringe.

Sie hatte keinen Schlaf gefunden und sich jetzt und nach langem Überlegen dazu durchgerungen, mit dem Arzt zu reden.

An der Tür blieb sie stehen. »Was kann ich für Sie tun, Schwester?« fragte der Professor.

»Ich… Ich muß Ihnen etwas sagen«, erwiderte Schwester Genoveva und drehte vor Nervosität ihre Hände.

»Bitte, nur raus damit.«

»Es war am gestrigen Abend. Ich wollte noch einmal nach dem Patienten Sinclair schauen, betrat sein Zimmer und sah ihn zusammen mit einem riesigen Ungeheuer.«

»Womit?«

»Mit einem Ungeheuer, einer menschengroßen Fledermaus.«

»Sie haben doch nichts getrunken, Schwester?« fragte der Professor mit strenger Stimme.

»Aber Sir!« erwiderte die Frau empört. »Noch nie im Leben war ich nüchterner.«

»Okay, lassen wir das. Was geschah, als Sie das Zimmer betraten und die Fledermaus sahen?«

»Da ist John Sinclair auf mich zugekommen, hat mich gepackt und zur Seite gezogen.«

»Er war doch verletzt.«

»Trotzdem hat er es geschafft.«

Higgins nickte. »Gut, er hat Sie also gepackt. Und was geschah danach?«

»Bin ich ohnmächtig geworden.«

Die beiden Ärzte verzogen die Gesichter. Während Fryley anfing zu lachen, schaute der Professor die Krankenschwester ziemlich scharf an.

Genoveva bemerkte den Blick und verteidigte sich. »Es war wirklich so, Sie können mir glauben.«

»Wollen Sie uns auch keinen Bären aufbinden?« fragte der Professor, nachdem das Lachen seines jüngeren Kollegen verstummt war.

»Nein, Sir. Als ich erwachte, war diese Riesenfledermaus verschwunden. Aber ich habe noch den Staub auf der Erde gesehen. Das waren bestimmt die Reste des Vampirs.« Die Schwester holte tief Luft. »Ich kenne das. Das habe ich schon oft genug im Kino gesehen.«

»Wann denn zum letzten Mal?« fragte Higgins.

»Erst vor ein paar Wochen…«

Fryley mischte sich ein. »Da haben wir es ja. Schwester Genoveva spinnt. Der Film hat sie so mitgenommen.«

»Der Vampir war echt!« beharrte die resolute Krankenschwester auf ihrem Standpunkt. »Wir können in das Zimmer gehen und nachschauen. Vielleicht finden wir dort noch Staub.«

Professor Higgins winkte ab. »Okay, Schwester, wir glauben Ihnen ja. Scotland Yard ist ebenfalls schon eingeschaltet worden. Die Herren werden bald hier sein. Lassen Sie uns bitte allein.«

»Natürlich, Sir. Entschuldigen Sie.« Schwester Genoveva verschwand.

Die beiden Ärzte schauten sich an. »Was sagen Sie dazu, Dr. Fryley?« fragte der Professor.

»Unsinn.«

»Sie glauben ihr also nicht?«

»Nein, auf keinen Fall.« Der junge Arzt lächelte. »Sie denn, Professor?«

Higgins legte seine Stirn in nachdenkliche Falten. »Es ist schon erschreckend, mit welch einer Selbstverständlichkeit die Schwester von den Dingen spricht.«

»Dann glauben Sie ihr?«
»Das habe ich damit nicht gesagt.«
»Sie zweifeln aber.«
»Warten wir ab.« Die Männer vom Yard kamen zwei Minuten später. Sir Powell an der Spitze. Mit dabei waren, neben zwei Yard-Medizinern, auch ein Chinese und eine blondhaarige Frau, die sich als Jane Collins vorstellte und angab, Privatdetektivin zu sein. Der Chinese hörte auf den Namen Suko.
»Wo kann ich den Tot… ähem, ich meine, Mr. Sinclair sehen?« fragte Sir Powell.
»Kommen Sie mit«, erwiderte Professor Higgins und ging vor. Er sagte zwar nichts, weil ihm alle folgten, doch seinem Gesicht war anzusehen, das es ihm nicht besonders schmeckte.
Sir Powell hatte Suko und Jane Collins angerufen, weil er sie als Zeugen dabeihaben wollte. Bei Bill Conolly hatte er es auch versucht, dort jedoch keinen erreicht.
Jane war ebenso wie Suko und Sir Powell bestürzt gewesen, als sie von meinem »Tod« hörte. Sie konnte es einfach nicht fassen, sie glaubte nicht daran, daß ich gestorben sein sollte.
Ebenso wie Suko. »Da ist irgend etwas faul«, hatte er gesagt. »An einer Schulterverletzung stirbt man nicht.«
»Das glaube ich auch«, sagte Jane.
Sie schritten durch die langen Gänge des Westminster-Hospitals.
Jane hörte ihr Herz überlaut schlagen. Es waren die Aufregung und auch die Angst um mich.
An Sukos Gesicht war nichts abzulesen, aber der Chinese hatte die Hände geballt, ein Zeichen dafür, wie nahe ihm die ganze Sache ging.
Neben dem Professor schritt noch ein jüngerer Arzt her, der Jane Collins mit unverhohlenem Interesse beobachtete. Jane beschloß, bei passender Gelegenheit ihm einiges zu sagen. Im Augenblick war sie zu sehr in Gedanken.
Durch eine zweiflügelige Schwingtür gelangten sie in die Intensivstation.
Und wenig später standen sie vor der Zimmertür des Patienten.
»Erschrecken Sie nicht«, sagte der Professor, als er die Tür öffnete, »aber ein künstlich beatmeter Mensch sieht nicht sehr schön aus.«
Jane und Suko erschraken trotzdem, als sie den wachsbleichen Mann sahen. Man hatte mich an alle möglichen Geräte angeschlossen. Ich hing am Tropf, und ein EKG überwachte mein »Leben«.
Sir Powell, Jane und Suko traten näher. Auch die beiden Spezialisten vom Yard.
Minutenlang sprach niemand ein Wort. Dann nickte Sir Powell.
»Sieht wirklich so aus, als wäre er tot.«
Jane Collins wischte sich verstohlen eine Träne aus dem linken

Augenwinkel.

»Aber er kann nicht tot im medizinischen Sinne sein«, hielt Professor Higgins entgegen. »Seine Körpertemperatur sinkt nicht weiter ab. Sie bleibt konstant.«

»Wie sieht es mit dem Pulsschlag aus?« fragte Sir Powell.

»Nichts festzustellen.«

»Sie meinen Stillstand?«

»Ja.«

Die Männer hoben die Schultern, während Suko wie ein Tiger um mich herumschlich.

»Wenn Sie keinen Herzschlag mehr verspüren«, sagte Sir Powell, »wie können die Organe weiterarbeiten?«

»Das ist auch für uns ein Rätsel. Wie ich Ihnen bereits am Telefon andeutete, es ist uns völlig unklar, wie so etwas mit dem Patienten hatte passieren können.«

»Aber es muß irgend etwas vorgefallen sein«, meinte Suko. »Von nichts kommt nichts. Ist Ihnen oder einer Krankenschwester denn nichts aufgefallen?«

Die Ärzte schauten sich an. Und es sah so aus, als wollten sie nicht so recht mit der Sprache herausrücken.

»Was ist denn?« hakte Jane Collins nach, die natürlich auch nicht blind war.

Dr. Fryley antwortete. »Nur eine dumme Sache, Lady. Nichts Erwähnenswertes.«

»Erzählen Sie es trotzdem.« Fryley machte auf Casanova. »Weil Sie es sind, Lady. Wir haben da eine Krankenschwester. Sie kam an und erzählte, in Sinclairs Zimmer einen Riesenvampir gesehen zu haben.«

Alle hatten die Worte natürlich mitbekommen. Und jeder zuckte herum. »Wie war das?« fragte Suko.

Und auch Sir Powell forderte Fryley auf zu reden.

Der Arzt hob beide Hände. »Meine Herren, das ist ein Märchen, glauben Sie mir.«

Barsch winkte Sir Powell ab. »Wo ist diese Schwester? Kann ich Sie sprechen?«

Fryley nickte. »Natürlich…«

»Holen Sie sie her. Rasch!«

Zwei Minuten später war Schwester Genoveva da. Sie erzählte ihre Geschichte noch einmal.

Sir Powell, Jane und Suko wußten plötzlich Bescheid. Und Jane Collins sprach es aus.

»Dieser Riesenvampir war kein geringerer als Goran, Myxins Flugtier.«

Sie wandte sich an die Schwester. »Und er war verschwunden, als sie erwachten?«

»Ja, aber auf dem Boden habe ich Asche gesehen.«
»Dann ist der Vampir getötet worden«, murmelte Sir Powell.
»Fragt sich nur, von wem.«
Professor Higgins mischte sich ein. »Glauben Sie etwa daran?«
»Ja.«
»Kann John ihn getötet haben?« erkundigte sich Jane.
Schweigen.
»Er war ziemlich schwach«, sagte die Schwester nach einer Weile.
»Er hatte sein Bett verlassen, als ich zum ersten Mal kam. Da stand er am Fenster, und er hatte Mühe, sich wieder hinzulegen. Er ist auch sofort eingeschlafen.«
»Beim zweiten Kommen haben Sie dann den Vampir gesehen?« hakte Sir Powell nach.
»Ja, ihn und John Sinclair.«
Es war schon seltsam, sehr seltsam sogar. Das wußten auch Sir Powell, Jane Collins und Suko.
Man sah ihnen förmlich an, wie es hinter ihren Stirnen arbeitete.
Sir Powell nahm auch den Faden auf. »Erinnern wir uns an die Auseinandersetzung mit dem Schwarzen Tod. Er hatte seine Skelette aus den Gräbern geholt, um John Sinclair zu vernichten. Myxin griff aber mit seinen Vampiren ein. Es kam zu einem Kampf.«
»Den wir aber nicht miterlebt haben, weil man uns magisch gelähmt hatte«, erklärte Jane Collins.
»Richtig, doch John hat uns davon berichtet«, fuhr Sir Powell fort.
»Und er hat uns diesen Riesenvampir beschrieben. Wie hieß er noch?«
»Goran«, sagte Suko.
»Genau.« Sir Powell hob seinen rechten Zeigefinger und legte ihn an die Stirn. »Von beiden, weder von Myxin noch Goran, haben wir irgend etwas gehört. Sie sind einfach verschwunden. Ich habe John Sinclair danach gefragt und von ihm auch keine konkrete Antwort bekommen. Ich nahm an, daß man sie in eine andere Dimension entführt hat.«
»Wo John vielleicht auch zu finden ist«, bemerkte Jane.
»Aber er liegt doch hier«, sagte Suko.
»Vielleicht ist es nur sein Körper«, vermutete Jane Collins.
»Du meinst, man hat Geist und Körper getrennt?«
Die Detektivin nickte.
Suko hob die Schultern. Er wußte sich auch keinen Rat mehr.
Wenn hier Schwarze Magie im Spiel war, dann standen sie ihr hilflos gegenüber.
Plötzlich hatte der Chinese eine Idee. Er wandte sich an den Professor und fragte: »Darf ich etwas bei Mr. Sinclair ausprobieren?«
»Wenn es ihm nicht schadet…«

»Kaum.«

»Was willst du machen?« hauchte Jane dem Chinesen ins Ohr.

Suko gab keine Antwort. Er nahm statt dessen meine Hand und bog die Finger nach außen.

»Da seht!« sagte er.

Alle Anwesenden schauten auf den Handteller. Spuren einer roten Flüssigkeit waren zu sehen. Sie hatte sich in den Handlinien festgesetzt.

»Was ist das?« fragte Jane.

Suko hob die Schultern. »Es ist mir vorhin schon aufgefallen, daß John die Hand so verkrampft hält.« Mehr sagte er nicht. Statt dessen griff er nach dem Kreuz.

Langsam hob er es von der Brust, und im gleichen Augenblick schrie Jane Collins auf.

»Nicht, Suko, um Himmels willen, nein!« Sie streckte den Arm aus. »Sieh doch!«

Jane Collins hatte recht. Etwas Unheimliches geschah. Mein Körper begann, sich von den Füßen an aufzulösen…

***

Urplötzlich hüllte mich eine schwarze, gnadenlose Finsternis ein.

Ich spürte, wie irgend etwas in meinem Innern zerriß, dann wurde ich fortgeschleudert, hinein in den finsteren Tunnel, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien.

Weit, unendlich weit vor mir sah ich ein graues Licht.

Es wurde heller, kam auf mich zu, überschwemmte mich – und auf einmal konnte ich sehen.

Ich sah mich!

Ja, tatsächlich. Ich konnte mich selbst erkennen, wie ich in dem Krankenhausbett lag. Dabei schwebte ich über meinem Körper und glitt der Decke entgegen.

Jede Einzelheit innerhalb des Zimmers nahm ich wahr. Ich sah den hellen Boden, den Einbauschrank, das Fernsehgerät, das Telefon, das Fenster, die Tür zum Bad – alles.

Nur in meinen Körper zurück konnte ich nicht.

Ich versuchte es und strengte mich an. Ich kämpfte verzweifelt, doch es war einfach nicht möglich. Die andere Macht war wesentlich stärker als ich.

Ich bekam mit, wie die Krankenschwester aus ihrer Ohnmacht erwachte, wie sie sich umschaute, zu meinem Bett ging und die Fassung verlor.

Ich wollte ihr zurufen, daß alles nicht so schlimm war, aber sie hörte nicht oder konnte und wollte nicht hören. Sie rannte aus dem Zimmer.

Ich war verzweifelt.

Irgendeine Macht hatte meinen Geist aus dem Körper gerissen, sie hatte eine Einheit zerstört, und ich war nicht in der Lage, diese wieder zusammenzufügen.

Sicherlich würde die Schwester jetzt Hilfe holen, doch was sollte das?

Auch die anderen waren nicht in der Lage, mich zu retten. Ich mußte allein zurechtkommen.

Plötzlich spürte ich wieder die fremde Macht. Sie riß und zerrte an mir, ein gewaltiger Trichter tauchte über mir auf, wurde auf meinen Kopf gestülpt, und mich erfaßte wieder die absolute Dunkelheit des zeitlosen Alls.

Ich trieb weiter und weiter.

Mein Geist befand sich in einer Ebene, die für normale Menschen nicht sichtbar ist. Ich verlor jegliches Gefühl für die Dimensionen, hatte keine Vorstellungen mehr von Länge, Breite oder Höhe. Es war alles anders.

Bis ich mein Ziel erreichte.

Die Welt der Todesengel!

Plötzlich steckte ich in einem Körper. Auf einmal war ich wieder ich selbst.

Ich hatte mein Ich zurückbekommen!

Dabei spürte ich etwas in meiner rechten Hand. Die Finger hatten sich darum verkrampft. Ich hob den Arm mühelos an, öffnete die Finger und sah einen roten Stein!

***

Suko ließ das Kreuz sofort los, und es fiel auf die Brust zurück. Das war aber auch alles.

Der Auflösungsprozeß setzte sich langsam aber sicher fort. Da waren plötzlich keine Knie mehr, auch die Oberschenkel verschwanden und ebenso die Hüften.

Der Auflösungsprozeß erreichte die Hände, führte weiter bis zu den Ellenbogen und erfaßte die gesamten Arme.

Keiner der Anwesenden begriff den unheimlichen Vorgang. Alle standen starr vor Schreck auf ihren Plätzen. Vor den Augen meiner Freunde löste sich mein Körper auf.

Jetzt war nur noch der Hals mit dem Kopf zu sehen.

Ein makabres Bild. Der Kopf lag völlig isoliert auf dem Laken, die Schläuche mit den Lösungen waren herabgefallen. Flüssigkeit tropfte zu Boden und bildete Lachen.

Der Hals verschwand, und der Auflösungsprozeß setzte sich weiter fort, erfaßte Kinn, Lippen, Nase und Augen. Sekunden später waren auch die Stirn und die Haare verschwunden.

Völlig leer lag die Unterlage vor den Augen der entsetzten Zuschauer.

»Nein!« hauchte Jane Collins. »Ich… Ich brauche einen Stuhl.«

Sie wankte zurück und ließ sich fallen. Suko hatte ihr blitzschnell einen Stuhl in die Kniekehlen geschoben.

In angespannter Haltung und mit totenblassem Gesicht blieb Jane Collins darauf hocken.

Sir Powell war ebenfalls kreidebleich geworden. Er ging jetzt vor bis dicht an die Trage und fühlte mit seinen Händen über den Stoff, als könnte er nicht glauben, was er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Da war nichts. Seine tastenden Hände fanden keinerlei Widerstand. Das Laken war absolut leer! Nervös knetete Professor Higgins seine Hände. Schweiß hatte sich auf seiner Stirn gesammelt und rann über die hageren Wangen. Für ihn als Wissenschaftler war eine Welt zusammengebrochen. Er hatte etwas gesehen, was es nicht geben durfte.

Ein Mensch verschwand – löste sich einfach auf. Unmöglich und unheimlich… Dr. Fryley war ebenfalls geschockt. Er suchte ebenso nach einer Erklärung wie sein Vorgesetzter, doch auch er fand keine. Der Auflösungsprozeß war wissenschaftlich nicht zu erklären. Nur Suko blieb gelassen. Äußerlich wenigstens. Der Chinese hatte sich am besten in der Gewalt. Er war es auch, der die ersten Worte sprach. »Ich glaube, wir sind selten so hilflos gewesen wie jetzt. Für John können wir nichts tun. Er ist völlig auf sich allein gestellt.«

»Und wehrlos«, hauchte Jane. »Seine Waffen hat er nicht mit.«

»Er besitzt das Kreuz«, sagte Sir Powell mit kratziger Stimme.

Professor Higgins schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es in langen Zügen leer.

Sir Powell fragte ihn: »Glauben Sie nun, daß es einige Dinge gibt, die auch mit der Wissenschaft nicht erklärbar sind?«

Higgins stellte das Glas weg und nickte. »Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte – aber so…«

Die beiden Spezialisten vom Yard hatten sich bisher zurückgehalten. Sie wurden auch jetzt nicht gebraucht, und Sir Powell entließ sie.

»Sollen wir hierbleiben?« fragte Jane Collins und schaute dabei in die Runde.

Suko nickte, und auch Superintendent Powell stimmte für den Vorschlag der Detektivin.

»Aber was können wir tun?« erkundigte sich Dr. Fryley.

»Nichts«, erwiderte Jane. »Nur warten.«

»Reizende Aussichten.«

»Sie sagen es, Doktor.«

»Da muß eine ungeheuer starke und uns unbekannte Magie im Spiel gewesen sein«, meinte Suko. »Anders kann ich mir dieses Phänomen nicht erklären.«

»Aber wer war der Auslöser?« rief Jane Collins.

»Asmodina?« Die Antwort des Chinesen glich mehr einer Frage.

»Bestimmt war sie es.« Sir Powell gab Suko recht. »Sie wird auch hinter Myxins Entführung stecken.«

»Ganz sicher sogar.« Jane nickte.

»Sie sprechen in Rätseln!« Professor Higgins trat vor und schaute die Freunde an.

»Für Sie vielleicht, für uns nicht«, erwiderte Sir Powell.

»Würden Sie dann die Güte haben, mich und meinen Kollegen aufzuklären, Sir?«

Die Augen des Superintendenten hinter den dicken Brillengläsern wurden noch größer. »Natürlich könnten wir Sie aufklären, aber wir glauben kaum, daß es Zweck haben wird. Die Probleme sind für Sie zu unwahrscheinlich, sie würden die Tatsachen wirklich nicht begreifen. Das ist keine Abwertung, sondern eine Feststellung.«

»Aber daß Ihr Mr. Sinclair verschwunden ist, habe ich begriffen«, versicherte der Professor.

»Sie haben es auch mit eigenen Augen gesehen. Doch wenn ich Ihnen von einem Land erzähle, in dem es aussieht wie vor zweihundert Millionen Jahren, würden Sie mich sicherlich für verrückt erklären, Professor.«

Higgins nickte. »Das könnte sein.«

»Und deshalb lasse ich es bleiben.«

Higgins preßte hart die Lippen zusammen, bis sie nur noch einen Strich bildeten.

Nach einer Weile des Nachdenkens meinte er: »Der angeblich Tote ist verschwunden. Das bleibt eine Tatsache, und davon beißt keine Maus den Faden ab. Wir müssen zusehen, Fryley, daß es sich nicht herumspricht. Ich werde auch Schwester Genoveva verständigen, damit die ihren Mund hält.«

Sie brauchten die Schwester gar nicht zu rufen, die kam allein.

Wie ein Gewitter stürmte sie in das Zimmer, wollte sprechen und blieb starr stehen, als ihr Blick auf das leere Bett fiel.

»Wo… wo ist Mr. Sinclair?« flüsterte sie.

»Das kann Ihnen von den Leuten hier niemand erklären«, sagte plötzlich eine energische Frauenstimme. Die Sprecherin schob sich an der Krankenschwester vorbei und schloß die Tür.

Higgins holte tief Luft. »Was unterstehen Sie sich!« schrie er.

»Wer sind Sie überhaupt, daß Sie hier in den Raum platzen? Das ist eine Unverschämtheit, eine bodenlose Frechheit, Sie…«

»Jetzt halten Sie mal die Luft an, Professor«, sagte die schwarzhaarige, ungemein hübsche junge Frau. »Mein Name ist Damona King. Und wenn jemand John Sinclair helfen kann, dann bin ich es.«

»Sind Sie die Damona King?« fragte Jane Collins.

»Ja.«

Die Detektivin atmete auf und streckte ihr die rechte Hand entgegen. »Dann heiße ich Sie recht herzlich in unserem illustren Kreis willkommen.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, murmelte der Professor.

Und Dr. Fryley wußte gar nicht, wo er zuerst hinschauen sollte.

Zur Schwarzen oder zur Blonden. Er entschied sich dafür, seine Blicke wechseln zu lassen.

Auch Superintendent Powell hatte schon von der Weißen Hexe Damona gehört. Er hieß sie ebenfalls willkommen.

Schwester Genoveva begriff überhaupt nichts mehr. Sie saß in der Ecke und schüttelte nur den Kopf. Die letzten Ereignisse hatten sich zu sehr überstürzt.

»Inwiefern können Sie John Sinclair behilflich sein?« fragte Jane Collins.

»Mr. Sinclair ist wahrscheinlich entführt worden, wenn ich das recht sehe«, sagte Damona King.

»Ja.«

»Ich habe ihn gesehen!«

Sprachlos schauten Sir Powell, Jane Collins und Suko die dunkelhaarige Frau an.

»Sie haben ihn gesehen?« echote der Chinese. »Ja, um Himmels willen, wo denn?«

»In meinem Stein.«

Fryley fing plötzlich an zu lachen. »Jetzt drehe ich bald ganz durch«, gluckste er.

»Seien Sie still!« fuhr Sir Powell ihn an.

Auch von Damona King erntete der junge Arzt einen strafenden Blick.

Damona holte aus ihrer Tasche einen schwarzen, matt glänzenden Stein hervor. »Um Ihnen die Geschichte des Steins zu erklären, ist hier nicht der richtige Ort. Soviel sei aber gesagt: Dieser Stein besitzt magische Kräfte, und daß irgend etwas mit John Sinclair passierte, habe ich durch ihn bemerkt. Er reagierte plötzlich ganz anders, völlig unnormal. Er hätte mich sogar umgebracht, wäre es mir im letzten Augenblick nicht gelungen, mich von ihm zu lösen. Als ich ihn dann in der Hand hielt, veränderte er sich, und ich sah das Bild eines blondhaarigen Mannes, eben Ihr John Sinclair.«

»Wie sind Sie in dieses Krankenhaus gelangt?« fragte Superintendent Powell.

»Ich folgte den Strahlen des Steins. Es war ganz einfach.«

»Wie wollen Sie uns helfen?« erkundigte sich Jane.

»Zuerst müßte ich die Vorgeschichte wissen.«

»Die kann ich Ihnen erzählen.« Jane Collins machte ihr in wenigen Worten klar, was sich ereignet hatte.

Damona King hörte konzentriert zu und nickte ein paarmal. »Ja«, meinte sie nach einer Weile. »John Sinclair wird sich in der Grauen Galaxis aufhalten, wenn ich das mal so nennen darf.«

Jane runzelte die Stirn. »Graue Galaxis? Was ist das denn nun schon wieder?«

»So nennt sich das Reich der Höllentochter.«

»Und wo liegt es?«

Damona King hob die Schultern. »Überall und nirgendwo«, antwortete sie orakelhaft.

»Damit kommen wir nicht weiter.«

Damona lächelte Jane an. »Aber mit meinem Stein. Ich werde versuchen, mit den Kräften des Jenseits Kontakt aufzunehmen. Vielleicht sogar mit meiner Mutter.«

»Ihre Mutter ist tot?« fragte Jane.

»Ja, aber ich habe ständig Kontakt mit ihr. Eben durch meinen ererbten Stein.«

Die beiden Ärzte schüttelten die Köpfe. Sie verstanden nichts, hielten sich jedoch zurück.

»Was können Sie konkret tun?« erkundigte sich Superintendent Powell.

»Ich muß versuchen, meine Mutter zu erreichen.«

Sir Powell schaute Jane Collins und Suko an. Es paßte ihnen nicht, zur Untätigkeit verdammt zu sein, das sah man ihren Gesichtern an. Aber was sollten sie machen? Das Gesetz des Handelns war ihnen aus den Händen genommen worden. Sie mußten zusehen.

Damona King schaute zu dem Fenster hin. »Wenn einer von Ihnen vielleicht die Vorhänge zuziehen könnte?«

Suko war der Schnellste. Er erledigte die Aufgabe rasch.

Professor Higgins hatte noch einen Einwand. »Wollen Sie tatsächlich diesen Hokuspokus hier durchführen?«

»Ja!« sagte Sir Powell hart.

Higgins schwieg.

Damona deutete auf die freie Stelle vor der Tür. »Darf ich Sie bitten, einen Kreis zu bilden?«

»Alle?« fragte Doktor Fryley.

»Ja.«

Auch Schwester Genoveva trat hinzu. Wie auch die anderen vernahm sie Damonas Erklärungen.

»Ich darf Sie höflichst darum bitten, kein Wort zu sprechen. Und halten Sie sich an den Händen. Was auch immer geschehen mag, unterbrechen Sie diesen Kreis nie, denn dann gerät die Magie außer Kontrolle, und ich kann für nichts mehr garantieren. Sind Sie bereit?«

Ein mehrfaches »Ja« war die Antwort.

Damona King betrat den Kreis, den Jane und Suko sofort hinter ihr

schlossen.
Die schwarzhaarige Frau setzte sich auf den Boden, legte ihren Stein auf die linke Handfläche und senkte den Kopf.
Es wurde still.
Nicht einmal das Atmen war zu hören.
Damona King begann mit ihrer Beschwörung…
Ich starrte auf den roten Stein und versuchte, die Gedanken in meinem Kopf zu ordnen.
Es klappte nicht.
Es war ein wirres Durcheinander von Eindrücken, Erlebnissen und Taten.
Wie kam der Stein in meine Hand? Ich schaute auf ihn nieder, konzentrierte mich auf ihn, und plötzlich kam die Erinnerung zurück.
Das Krankenzimmer, der Vampir, das Nichts, die lange Reise durch die Dimensionen. Und nun war ich hier.
In meinem Körper.
Aber wieso? Wieso waren Körper und Geist wieder vereint? Das hätte doch gar nicht sein dürfen, mein Körper war doch zurückgeblieben.
Und jetzt?
Ich schüttelte den Kopf, schaute auf meine linke Schulter und sah dort den Verband. Und auch mein Kreuz war noch vorhanden.
Sonst besaß ich keine Waffe.
Allerdings kam ich mir in meiner Kleidung ziemlich deplaziert vor.
Ich trug nur einen Schlafanzug, allerdings einen modernen, dessen Oberteil man durchaus als Hemd benutzen konnte. Barfuß war ich auch nicht. Sandalen schützten meine Füße.
Und das war gut so, denn unter mir befand sich ein harter, felsartiger Boden. Durchzogen von zahlreichen Rissen und kleineren Spalten, die mit gelbbraunem Sand gefüllt waren.
Ich schaute mich um und sah ein Land wie aus einem Alptraum.
Es bestand aus Wüsten und Felsen, wohin man auch schaute. Eine vegetationslose Zone, die dem Vorhof zur Hölle glich.
Über dem Land lag ein fahler Himmel, ähnlich dem auf der Erde, wenn ein Gewitter im Anmarsch ist.
Atmen konnte ich, und das war die Hauptsache. Der warme, manchmal heiße Wind wehte über das Land und trieb lange Staubschleier vor sich her.
Lebewesen sah ich keine.
Stehenbleiben konnte ich auch nicht. So ging ich langsam vor. Die Schleier wurden dichter. Ich hatte das Gefühl, daß sie mit jedem Schritt, den ich machte, an Intensität zunahmen. Seltsamerweise wehten sie mir nicht ins Gesicht oder gegen meinen Körper, sondern umkreisten mich wie grazile Tücher.
Aus welchem Grund?

Ich ging weiter, und die Schleier hatten sich vor mir zu einer wahren Wand aufgebaut.

Einer Wand, in die plötzlich Bewegung kam.

Überrascht und fasziniert zugleich, blieb ich stehen. Was ich zuvor nicht gesehen hatte, bot sich jetzt meinen Augen. Die graue Wand bewegte sich wie von unsichtbarer Hand in zwei große Hälften und gab mir den Blick auf eine Burg frei.

Eine Illusion? Eine Täuschung? Eine Fata Morgana? Ich stand tatsächlich vor der Burg und konnte nur staunen.

Sie war ein wahres Prachtexemplar. Die Burg wies vier hohe Türme auf, die wie dicke Zigarren in die Höhe stachen. Durch Laufgänge waren die Türme miteinander verbunden, und ich sah auch die zahlreichen Löcher und Schießscharten im braunen Mauerwerk.

Nur Menschen oder Dämonen sah ich nicht.

Ich wollte natürlich wissen, ob diese Burg echt war, und schritt auf sie zu.

Zwischen zwei Türmen befand sich ein breites Eingangstor, aber auch ein tiefer Graben.

Im letzten Moment sah ich ihn und blieb abrupt stehen. Einen Schritt weiter, und ich wäre in den Canyon gefallen.

Das war knapp…

Doch wie sollte ich in diese Burg hineinkommen? Ich mußte einfach hinein, denn ich hatte das Gefühl, daß ich dort Myxin, den Magier, treffen würde.

Der Eingang bestand nicht nur aus einem großen Tor, sondern auch aus einer Fallbrücke.

Sie löste sich plötzlich aus der Halterung, fiel nach unten, und wäre ich nicht zurückgesprungen, hätte sie mich zerquetscht. So krachte sie dicht vor meinen Füßen zu Boden, wo Sand und Staub in großen Wolken hochgetrieben wurden.

Die Falltür bestand aus dicken Bohlen, die mir widerstandsfähig genug aussahen, um mein Gewicht zu tragen. Außerdem blieb mir keine andere Wahl, und so riskierte ich es.

Die Zugbrücke zählte in der Breite mindestens zwei Pferdelängen, so daß auch eine Kutsche hinüberfahren konnte. Das stabile Geländer wurde durch unregelmäßig angebrachte Längsstreben unterstützt, und die einzelnen Bohlen waren rauh und abgeschabt.

Rechts und links der Brücke ging es in die Tiefe. Es war schon ein seltsames Gefühl, über diesen Abgrund zu schreiten, besonders deshalb, weil ich nicht wußte, ob die Brücke nun eine Falle war oder nicht. Ein falscher Tritt, eine lose Bohle, und ich rutschte ab.

Wohin ich dann fiel, konnte ich nicht sehen, denn in der Tiefe wölkte und waberte es. Manchmal glaubte ich, auch Schreie und Wehklagen zu hören.

Neugierig geworden, trat ich an das linke Geländer und schaute hinunter.

Ich sah nichts. Bis auf den wabernden Nebel und die erstickt klingenden Laute.

Die Hälfte der Brücke hatte ich bereits geschafft, und nichts war passiert. Das gab mir Mut und Auftrieb. Ich glaubte nicht mehr daran, daß mich meine Gegner noch auf der Brücke in eine Falle locken würden. Die Falle wartete sicherlich in der Burg.

Hin und wieder blickte ich zu den die Türme verbindenden Wehrgängen hoch.

Dort stand niemand. Keiner schleuderte Lanzen, niemand schoß Pfeile ab oder kippte heißes Pech nach unten.

Alles war so unnatürlich ruhig…

Direkt hinter der Brücke befand sich das Tor. Es war eingelassen in dickes Mauerwerk, und als ich vor dem Tor stehenblieb, stellte ich fest, daß es verschlossen war.

Pech…

Die Maserung des Holzes interessierte mich. Ich trat noch näher heran und stellte fest, daß es sich um keine Maserung handelte, sondern um eingravierte Teufelsfratzen.

Eine zeigte das stilisierte Gesicht des Höllenherrn, die andere das seiner Tochter.

Asmodina…

Ich hatte es mir fast gedacht. Sie also lauerte auf mich. Noch immer trug ich den roten Stein in meiner rechten Hand. Es wurde Zeit, daß ich ihn wegwarf.

Das ging nicht.

Ich bekam den verdammten Stein einfach nicht los. Er schien mit meiner Handfläche verwachsen zu sein.

Seltsam, sehr seltsam…

Auch schien es mir unmöglich zu sein, das Tor zu öffnen. Es gab keinen Riegel, der sich zurückschieben ließ, und ich sah auch keine Klinke oder einen Knauf.

Das Tor war eingelassen in breites Mauerwerk. So breit, daß sogar eine schmale Tür hineinpaßte. Ich sah sie erst später, weil sie in der Farbe mit dem Mauerwerk fast deckungsgleich war.

Dieser Eingang interessierte mich.

Durch ihn würde ich zwar nicht auf den Innenhof dieser Burg gelangen, doch immerhin auf einen der Wehrgänge. Und von dort hatte man ebenfalls einen guten Überblick.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch. Es fiel deshalb so stark auf, weil es bisher ziemlich still gewesen war. Meine Nackenhärchen stellten sich quer.

Ruhig drehte ich mich um.

Vor mir standen zwei Todesengel!

***

Sie mußten sich lautlos herangepirscht haben, denn ich hatte sie wirklich nicht gehört.

Und sie trugen genau die Kleidung, in der ich sie auch zum ersten Mal im Reich des Schwarzen Tods gesehen hatte.

Dieses schwarze, enganliegende Oberteil aus Leder, durchbrochen unter den Brüsten bis hin zur Hüfte, und ihre Beine steckten in engen Hosen.

Lang, kraus und brandrot flatterten die Haare hinter ihnen her.

Die Farbe glich der Asmodinas, nur ihre Gesichter waren nicht von einer solch kalten Schönheit wie das ihrer Herrin.

Mir kam ihre Haut eher grau vor und leicht angewelkt. Doch eines hatten sie und ihre Herrin gemeinsam.

Den kalten, gemeinen, haßerfüllten Blick!

Sie schwebten vor mir. Ihre dunklen Flügel schwangen hoch und nieder. Unwillkürlich hob ich den Arm gegen mein Gesicht, um es zu schützen, doch die beiden wollten mir nicht ans Leben, zudem waren sie unbewaffnet.

Sie sprachen mich aber an.

Und ich verstand, was sie sagten.

»Geh in die Burg!« wisperte die linke von ihnen. »Geh, denn dort wartet man auf dich!«

Und die rechte sagte: »Nimm die schmale Tür. Du wirst dort im Turm eine Treppe finden, die zu ihm führt.«

»Zu wem?« fragte ich, obwohl ich genau wußte, wen sie meinten, aber ich wollte es von ihnen hören.

»Dein Freund Myxin wartet auf dich!«

Also doch.

Myxin war hier. Asmodina hatte ihn in ihr Reich verschleppt.

Wie ich bereits geahnt hatte.

Warum sollte ich den beiden nicht den Gefallen tun? Ich hatte sowieso vorgehabt, Myxin aus seinem Gefängnis herauszuholen, doch über meine Chancen durfte ich gar nicht nachdenken: Sie standen mehr als mies.

Ich drehte mich und spürte eine Gänsehaut. Ein komisches Gefühl war es doch, den beiden den Rücken zuzuwenden.

Sie griffen mich nicht an. Ich konnte unangefochten die Tür öffnen und sah vor mir eine Holztreppe, die in die Höhe führte.

Es war keine Wendeltreppe, die einzelnen Absätze standen rechtwinklig zueinander.

Wie auch schon bei der Brücke, so machte die Beschaffenheit des Materials durchaus den Eindruck, daß es mein Gewicht halten konnte.

Ich stieg die Stufen hoch, blieb auf dem ersten Absatz stehen und warf einen Blick zurück.

Die Todesengel waren mir nicht gefolgt.

Automatisch wurde ich an ein Abenteuer erinnert, das noch gar nicht lange zurücklag. Damals jagte ich Grimes, den Ghoul. Da war ich auch in einen Turm gestiegen und hätte in der Spitze einen Teufelsdiener gefunden, einen ehemaligen Vampir.

Wie würde es hier sein?

Stufe für Stufe schritt ich in die Höhe. Unter meinen Sohlen knarrte das Holz. Hin und wieder rieselte es aus den Spalten des Mauerwerks zu Boden, sonst blieb alles ruhig.

Plötzlich blieb ich stehen.

Ich hatte ein Stöhnen gehört.

Es klang so verzweifelt, daß es mir kalt den Körper hinunterlief.

Da wurde jemand gequält.

Myxin?

Die Chance, daß er es war, lag durchaus im Bereich des Möglichen.

Denn Asmodina haßte ihn. Sie würde an dem Magier ihren Mut kühlen. Myxin hatte sich im Gegensatz zu dem Spuk nicht auf ihre Seite gestellt. Und so etwas vergaß die Teufelstochter nicht.

Das Stöhnen wurde lauter, und als ich den nächsten Absatz erreichte, sah ich die schmale Tür, die in das Mauerwerk führte und damit in ein Verlies, in dem man Myxin, den Magier, gefangenhielt.

Ich mußte den Kopf einziehen, um eintreten zu können.

Direkt hinter dem Eingang blieb ich stehen. Was ich sah, war grauenhaft.

Asmodina hatte sich eine schlimme Art ausgesucht, um Myxin zu quälen.

Er war angekettet worden, so daß er sich kaum bewegen konnte.

Über ihm an der Wand befand sich ein Regal, auf dem eine große Flasche stand. Sie war mit einer wasserhellen Flüssigkeit bis zur Hälfte gefüllt. Die Flasche besaß einen Ausguß, an dem ein kurzes Stück Gummischlauch befestigt war. Eine Klammer drückte ihn dicht vor der Öffnung zusammen, aber nur so weit, daß der Wasserdruck einen Tropfen durch den Schlauch schieben konnte.

Und dieser Tropfen fiel genau auf Myxins Kopf.

In regelmäßigen Abständen traf er den Magier. Myxin war kein Mensch, sondern ein Dämon, und daß sich kein normales Wasser in der Flasche befand, hörte ich sofort, denn es zischte jedes Mal, wenn Myxin getroffen wurde.

So etwas passierte nur bei Weihwasser.

Ein Teil seines Gesichts hatte sich bereits aufgelöst. Er stöhnte und jammerte, sah mich jetzt, und in seinen Augen glomm so etwas wie Hoffnung auf.

»John Sinclair!« keuchte er. »Du?«
Ich nickte und ging vor. Weiter brauchte ich nichts zu sagen, ich handelte. Mit beiden Händen packte ich die bauchige Flasche und drehte sie zur Seite, damit aus dem Schlauch nichts mehr nach unten tropfte.
Jetzt war Myxin von seinen Qualen ein wenig erlöst.
Vor ihm ging ich in die Knie. Er versuchte ein Lächeln, das ihm jedoch mißlang.
»Okay«, sagte ich. »Jetzt geht es aufwärts.«
»Nein, wir schaffen es nicht.«
Myxins Pessimismus wirkte nicht gerade stimulierend auf mich, aber ich konnte ihn verstehen.
»Wie bist du in die Lage geraten?« fragte ich ihn.
»Du erinnerst dich an den Kampf im Reich des Schwarzen Tods?«
»Ja.«
»Plötzlich waren sie da. Diese beiden Todesengel waren stärker als Goran, und sie packten und entführten uns. Ehe ich mich versah, befanden wir uns in einer anderen Dimension. Ich wurde hierher in dieses Verlies geschleppt.«
»Warum hat man dich gefoltert?« fragte ich.
»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich will mich diese verfluchte Höllentochter quälen.« Er hob den Blick und schaute mich aus trüben Augen an. »Wieso bist du gekommen?«
Ich senkte meine Augenlider, denn ich konnte kaum in sein zerstörtes Gesicht schauen. Das geweihte Wasser hatte wie Säure gewirkt und seine Spuren hinterlassen.
»Goran ist zu mir gekommen!«
Plötzlich leuchteten die Augen des Magiers. »Der Vampir lebt?«
»Nicht mehr.«
»Hast du ihn getötet?«
»Nein, obwohl ich es wahrscheinlich getan hätte, denn er hatte sich schon ein Opfer gesucht. Er brachte mir nur eine Botschaft und diesen Stein hier.« Ich hob den Arm ein wenig an und öffnete die Hand, so daß Myxin den Stein sehen konnte.
»Kenne ich nicht.«
»Der Stein ebnete mir den Weg in diese Dimension«, erklärte ich ihm. »Als ich ihn hatte, standen plötzlich zwei Todesengel im Zimmer. Sie töteten Goran mit Eichenpfeilen.«
»Diese Bestien!« keuchte Myxin. »Jetzt bin ich auf mich allein gestellt.«
»Und deine anderen Vampire?« fragte ich.
»Vernichtet. Sie sind vernichtet worden, John. Die Skelette und der Schwarze Tod haben schrecklich aufgeräumt. Ich stehe allein, du kannst mir hier keinen Schutz bieten. Asmodina ist wesentlich stärker

als wir beide zusammen. Es wird ihr Spaß bereiten, uns zu töten.«

Da hatte Myxin wahre Worte gesprochen. So kannte ich ihn nicht.

Er hatte die Flinte schon ins Korn geworfen und bereitete sich darauf vor, bald zu sterben.

Ich dachte anders darüber, denn noch lebte ich. Und ich hatte nicht vor, mich von Asmodina so leicht fertigmachen zu lassen.

»Nein, wir haben keine Chance!« flüsterte Myxin. Er bewegte seine Arme, und die Ketten klirrten.

»Verdammt, reiß dich zusammen!« fuhr ich ihn an. »Noch leben wir.«

Er lachte nur und sagte dann: »Dreh dich einmal um, John Sinclair!«

Plötzlich stellten sich meine Nackenhärchen auf. Ich ahnte, was mich erwartete, tat Myxin jedoch den Gefallen.

Unhörbar hatten sich die beiden Todesengel angeschlichen. Und diesmal waren sie bewaffnet.

Sie hielten ihre Bogen in den Händen, hatten Pfeile aufgelegt, deren Steinspitzen genau auf meine Brust zeigten.

Langsam hob ich die Arme…

***

Zusammengesunken hockte Damona King in der Mitte des Kreises.

Sie hatte die Stirn gefurcht, ihre Blicke waren auf den Stein gerichtet, und sie versuchte, sich zu konzentrieren, was ihr ungeheuer schwerfiel, denn irgend etwas störte das magische Band, das sie mit ihrer Mutter knüpfen wollte.

Die anderen hielten den Kreis zusammen.

Rechts von Jane Collins stand Dr. Fryley. Er hatte es geschafft, in ihre Nähe zu kommen. Jane spürte seine schweißfeuchte Hand in der ihren. An der linken Seite hielt sie Suko fest, es folgte Schwester Genoveva, Superintendent Powell und Professor Higgins schlossen den Kreis, indem er Fryleys Hand hielt.

Die Stille war bedrückend. Auch draußen von den Gängen war nichts zu hören. Es schien, als wüßten die übrigen Ärzte und Patienten, daß die Menschen in diesem Raum auf keinen Fall gestört werden durften.

Damona strengte sich an. Sie geriet in Trance, entspannte sich völlig, bis sie das Gefühl hatte, über dem Boden zu schweben. Jetzt, wo ihr Geist rein und klar von anderen Gedanken war, versuchte sie abermals, mit ihrer Mutter Vanessa Kontakt aufzunehmen.

Sie schaute auf den Stein und sandte dabei Gedankenströme aus, die von dem Erbstück aufgefangen und verstärkt werden sollten, um anschließend über Raum und Zeit hinweg den Geist ihrer Mutter zu treffen.

Es war ungeheuer schwer, den Geist der Vanessa King zu erreichen, aber Damona King gab nicht auf. Sie mußte mit ihrer Mutter reden. Menschen befanden sich in Gefahr – und nicht nur John Sinclair,

sondern auch die Menschen, die den Kreis gebildet hatten.

Und auch sie selbst war nicht gänzlich ungefährdet, denn eine fremde Magie hatte ihren ererbten Stein getroffen.

Plötzlich spürte Damona etwas.

Es war ein leichtes Vibrieren, und sie merkte, daß ihre Gedanken gestört wurden.

Fremde Ströme drangen in ihr Hirn ein.

Damona schaute auf den Stein und sah, daß er sich verändert hatte.

Seine Oberfläche schimmerte nicht mehr schwarz, sondern hatte einen graugrünen Stich bekommen. Wieder sah sie die Schlieren innerhalb des Gefüges, und sie erkannte die heftigen Bewegungen, die parallel zu ihren Gedanken liefen.

Damona! Die Stimme war nur ein ferner, kaum zu vernehmender Hauch. Doch sie gehörte ihrer Mutter.

Vanessa King hatte sich gemeldet. Die Botschaft ihrer Tochter hatte sie erreicht.

Endlich.

Mutter, formulierte Damona.

Was willst du von mir?

Ich brauche deinen Rat.

Sprich.

Und wieder formulierte Damona King in Gedanken ihren Wunsch. Sie sprach vom Verhalten ihres Steins, und sie erzählte von John Sinclairs Verschwinden.

Weißt du, wo dieser Mann geblieben ist? erkundigte sie sich zum Schluß.

Ihre Mutter antwortete. Doch es bereitete ihr Mühe, das hörte Damona deutlich heraus. Sie bekam kaum die Worte zusammen, setzte immer wieder neu an, und Damona glaubte, das Wort Asmodina zu verstehen.

Im selben Augenblick brach der Kontakt ab. Als hätte jemand eine Telefonleitung mitten im Gespräch kurzerhand durchgeschnitten. Damona empfing keinerlei Gedankenkontakt mehr.

Aus!

Sie hob den Kopf und legte ihn in den Nacken.

Auch die übrigen Menschen hatten bemerkt, daß etwas geschehen war, und sie stellten diesbezügliche Fragen.

Vor allen Dingen Jane Collins. »Haben Sie den Kontakt herstellen können?«

»Ja. Aber es ist so schwer«, flüsterte Damona. »Irgendwas stört. Meine Mutter hat sich zwar gemeldet und den Namen Asmodina genannt, mehr allerdings nicht.«

»Dann ist John Sinclair dort gefangen«, vermutete die blondhaarige Detektivin.

»Wahrscheinlich.«
Jane merkte, wie Dr. Fryley neben ihr den Kreis durchbrechen wollte. Er versuchte, seine Hand aus der ihren zu ziehen, doch Jane griff hart zu.
»Nicht jetzt!« zischte sie.
»Und warum nicht? Das ist doch alles Quatsch, was ihr hier treibt. Spinnerei und Hokuspokus.«
»Halten Sie Ihren Mund!« regte sich Jane Collins auf, und auch Damona bat um Ruhe.
Dr. Fryley lachte, hielt sich aber an die Bitte.
»Ich werde es noch einmal versuchen«, erklärte Damona King.
»Vielleicht gelingt es mir, einen Dämon zu beschwören und herzuholen.«
Jetzt stampfte Professor Higgins mit dem rechten Fuß auf. »Das mache ich nicht mit!« rief er. »Dämonen beschwören, wo gibt es denn so etwas? Machen Sie Licht, Schwester. Ich will endlich mit diesem Unsinn aufhören!«
»Nein, Sie bleiben!«
Sir Powell griff ein, und es war wohl niemand unter den Anwesenden, der nicht erschrak. So scharf hatten selbst Suko und Jane den Superintendenten noch nie reden hören.
Aber Higgins gab nicht auf. »Was erlauben Sie sich eigentlich, Sir? In diesem Krankenhaus habe noch immer ich zu bestimmen. Das sollten Sie sich merken!«
»Sie wird die Beschwörung durchführen!«
Higgins gab nach. »Okay, eine Chance kann sie noch bekommen. Wenn es aber diesmal nicht klappt, höre ich damit völlig auf.«
Sir Powell sagte nichts. Er schloß den Kreis jedoch fester. Auch Janes Händedruck wurde wieder stärker. Neben sich hörte die Detektivin Dr. Fryley leise lachen. Dann flüsterte er: »Wenn alles vorbei ist, gehen wir dann essen?«
Jane Collins schwieg.
Diesmal konzentrierte sich Damona King nicht mehr auf ihre Mutter, sondern versuchte, durch den geheimnisvollen Stein in Sphären einzudringen, die von Asmodina nahestehenden Dämonen bewohnt wurden.
Sie sprach.
Leise murmelte die schwarzhaarige junge Frau die Beschwörungsformeln. Es waren Worte, die von den Kreismitgliedern nicht verstanden wurden, Dämonen jedoch bis in den Nerv hinein trafen und sie auch anlocken mußten.
Damona King kniete jetzt. Sie hatte den Kopf dabei in den Nacken gelegt, die Schultern hochgezogen und die Hände zu Fäusten geballt. Ihr Mund stand halb offen. Kehlige Laute drangen daraus hervor,

während sie mit beiden Händen den Stein umklammert hielt, allerdings so, daß er nur zur Hälfte von ihren Fingern bedeckt wurde.

Plötzlich begann der Stein zu glühen!

Er wechselte seine Farbe. War er zuvor tief schwarz gewesen, so zog jetzt ein roter Ton durch das Gefüge, der immer mehr der Oberfläche entgegendrang, sie erreichte und anfing zu strahlen.

Der Stein in Damonas Händen wurde zu einer regelrechten kleinen Sonne.

Es war schon phänomenal, wie er sich veränderte. Die roten Strahlen drangen sogar aus ihm heraus und umgaben ihn mit einem blutigen Kranz, so daß es aussah, als wäre er gewachsen.

Ein wirklich unerklärlicher Vorgang.

Immer stärker wurde das Strahlen. Von Sekunde zu Sekunde nahm es an Intensität zu. Sein Schein spiegelte sich auf dem Gesicht der Frau wider und ließ es aussehen, als wäre es mit Blut übergossen.

Damona stöhnte.

Sie hatte die Beschwörung abgebrochen, denn sie zehrte an ihren Kräften.

Und der Kreis hielt.

Noch…

Denn auch die Menschen spürten plötzlich den Einfluß des anderen, der sich in dem Zimmer breitmachte. Auf einmal war die Luft anders. Sie roch und schmeckte irgendwie muffig, man vermeinte auch, Schwefelgeschmack auf der Zunge zu spüren.

Dr. Fryley traf der Schock zuerst.

Er begann plötzlich zu zittern und wollte seine Hand losreißen, um den Kreis zu sprengen.

Das durfte Jane Collins auf keinen Fall zulassen. Wenn der Kreis unterbrochen wurde, konnte das ihrer aller Leben kosten, dann hatte das Böse keine Hemmschwelle mehr, und es würde sich frei entfalten.

Aber Fryley war nicht zu bremsen. Er schrie auf und wurde wie vom Fieber geschüttelt. Der Arzt zitterte am gesamten Körper, sein Gesicht glänzte, und er warf den Kopf wild hin und her.

»Haltet ihn fest!« sagte auch Suko, und seine Stimme vibrierte. Er hätte Jane Collins gern geholfen, doch auch er durfte den Kreis nicht zerstören.

Währenddessen wurde Damona King von einer kalten roten Flammenwand umhüllt. Ihre Haare begannen zu knistern, als stünden sie unter einer elektrischen Spannung, und sie stellten sich aufrecht.

Auch Schwester Genoveva bekam die Macht des Bösen zu spüren. Sie begann zu schreien.

Es war ein wilder, markerschütternder Schrei, der durch den Raum hallte und all die Angst verriet, die die Frau gefangenhielt.

Ein eisiger Hauch streifte die Gesichter der Anwesenden, und die

Menschen hörten rauhe, flüsternde Stimmen.
Die Dämonen waren da.
»Festhalten!« keuchte Jane. »Um Himmels willen, haltet euch fest!«
Damona fiel zu Boden. Sie hatte die Beschwörung nicht verkraftet, sämtliche Energie war aus ihrem Körper abgesaugt worden, so daß sie nicht mehr die Kraft besaß, sich aufrecht zu halten.
Das rote Licht schwebte über ihr. Es hatte eine Auriole gebildet, verformte und teilte sich, so daß zwei Personen entstanden.
Zwei Geister!
Noch waren sie nur in Umrissen zu sehen, aber Suko, Jane und die anderen erkannten die beiden Pantherköpfe auf den Körpern der Frauen.
Monster waren gekommen! Sie hatte Damona Kings Beschwörung aus den Tiefen der Dimensionen herbeigeholt.
Noch konnten sie sich nicht manifestieren. Sie waren zu schwach, und es gelang Damona King, sich wieder zu erholen.
Sie richtete sich auf.
»Boten der Finsternis!« rief sie. »Hört mich an. Ich habe euch gerufen, und ich bin jetzt eure Meisterin. Ihr werdet mir meine Fragen beantworten, und wenn ich…«
Im gleichen Augenblick brach Dr. Fryley zusammen.
Jane Collins konnte sein Gewicht nicht mehr halten. Fryleys Hand rutschte aus der ihren.
Damit war der Kreis geöffnet.
Im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse…

***

Jeder Widerstand war zwecklos. Ich hatte wirklich keine Chance gegen die beiden Todesengel, die mich nicht aus den Augen ließen.
Wenn ich nur ein einziges Mal falsch mit der Wimper zuckte, hätten mich ihre Pfeile durchbohrt.
Also blieb ich ruhig stehen.
Myxin meldete sich. »So sieht es aus, John Sinclair. Jetzt haben sie uns beide. Du hättest nicht herkommen sollen. Nun wird Asmodina ihr Spielchen mit dir machen.«
Ich horchte auf. »Welches Spielchen?«
»Laß dich überraschen.«
Die beiden Todesengel traten einen Schritt vor, wobei sie mich weiterhin im Auge behielten. Ich sah Köcher auf ihren Rücken. Die Ersatzpfeile ragten über die Schultern hinweg.
»Dreh das Gefäß wieder herum!« befahl der von mir aus rechte Todesengel.
»Wollt ihr ihn wirklich noch weiterquälen?«
»Tu, was man dir gesagt hat!«

Ich ließ meine Arme sinken und hob die Schultern. Meinetwegen sollten sie ihren Willen haben. »Darf ich mich dabei umdrehen?« erkundigte ich mich höhnisch.

»Ja, aber keine Tricks!«

»Das hatte ich nicht vor!« Die Lüge drang glatt über meine Lippen, denn mir war plötzlich eine Idee gekommen.

Vorsichtig drehte ich mich zur Seite, streckte dabei die Arme aus und ging zwei Schritte vor. Ich stand jetzt rechts neben dem angeketteten Myxin und umfaßte die Wandung des Behälters mit beiden Händen.

Tief atmete ich durch.

»Dreh ihn um, und öffne den Schlauch!«

»Okay.« Ich spielte den beiden eine Komödie vor und tat so, als müßte ich mich furchtbar anstrengen, um das Gefäß hochheben zu können.

In Wirklichkeit drehte ich es nur ein wenig zur Seite weg, um eine bessere Wurfposition zu besitzen.

In derselben Sekunde noch fuhr ich herum. Ich drehte mich auf der Stelle, riß dabei das Gefäß mit und schleuderte es auf die beiden Todesengel zu.

Srrrtttt – ich hörte das singende Geräusch, als der erste Pfeil von der Sehne schnellte, zog den Kopf ein und spürte den Luftzug, als das gefährliche Geschoß dicht an meinem Ohr vorbeistrich.

Ich aber hatte getroffen.

Der zweite Todesengel war gar nicht zum Schuß gekommen. Das schwere Weihwassergefäß war ihm gegen die Brust geprallt und hatte ihn zurückgeworfen bis gegen die Wand. Das Gefäß rutschte ab, bekam Kontakt mit dem Mauerwerk und zerbrach.

Das Weihwasser strömte aus.

Es rann nicht nur an der Wand entlang, sondern ergoß sich auch über den Todesengel.

Und der war ein Dämon.

Weihwasser konnte er nicht vertragen.

Sofort brüllte er auf. Wo die Flüssigkeit getroffen hatte, stiegen plötzlich Dämpfe hoch, denn das Wasser war im Begriff, die Haut des Monsters aufzulösen.

Ich bekam dies nur am Rande mit, weil ich mich um den zweiten Todesengel kümmern mußte.

Er hatte seinen Arm nach hinten über die Schulter geschleudert und einen Pfeil aus dem Köcher geholt. Dies geschah mit geschmeidigen Bewegungen. Das Wesen mußte es tausend Mal geübt haben.

Der Pfeil lag schon auf der Sehne, als ich mich abstieß. Noch hatte der Todesengel nicht gespannt, und das war mein Glück. Ich katapultierte mich vor und griff ihn mit gesenktem Schädel an.

Mein Kopf sauste genau in den freien Raum zwischen Hosenbund

und Oberteil.

Der Todesengel flog nach hinten. Der Angriff war so überraschend erfolgt, daß er sogar seinen Bogen verlor, den ich allerdings gedankenschnell aufhob.

Bevor die Kreatur sich aufraffen konnte, hatte ich bereits in den Köcher gegriffen und ein paar Pfeile an mich genommen. Dazu nahm ich den linken Arm zur Hilfe, was ihm überhaupt nicht bekam, denn von der verletzten Schulter her durchzog ein beißender Schmerz meinen Arm. Trotzdem hielt ich fest.

Der Todesengel war wieder auf den Beinen, und ich hörte Myxins Warnschrei.

Auf der Stelle kreiselte ich herum. Trotz meiner Schmerzen stieß ich dabei auch meinen linken Arm vor, dessen Hand mit Pfeilen gespickt war.

Der Todesengel konnte nicht mehr stoppen. Er bekam die Pfeile in die Brust. Sie töteten ihn nicht, nein, sie stoppten seinen Angriff, so daß ich Zeit bekam, an mein Kreuz zu kommen. Ich schlug die Kette nicht über den Hals, sondern nahm das Kreuz in die Hand und warf mich gegen den Todesengel.

Das Kruzifix berührte sein Gesicht. Nichts geschah! Und das gab mir einen Schock! Unter mir lachte der Todesengel, stieß seine Beine vor und traf mich dicht unter der Gürtelschnalle in den Leib, so daß ich zurückflog. Dann stand das Geschöpf auf. Ich hing mit dem Rücken an der Wand und sah zu, wie der Todesengel sich die vier Pfeile aus der Brust zog. Die Wunden schlossen sich, als wäre nichts passiert. Ich suchte nach einem Ausweg. Da das Kreuz seine Wirkung nicht entfalten konnte, mußte ich mir schnell eine andere Möglichkeit einfallen lassen, denn viel Zeit blieb mir nicht. Der Todesengel bückte sich bereits nach seinem Bogen und hob ihn auf.

Warum war die Magie meines Talismans außer Kraft gesetzt worden?

Diese Frage quälte mich. Und plötzlich wußte ich es. Der Stein.

Ja, er mußte es sein. Der rote Stein, der noch immer an meiner rechten Handfläche klebte. Aber wie konnte ich seine Kraft brechen?

Der Todesengel vor mir spannte seinen Bogen. Er zog die Sehne, soweit es ging, zurück. Der Pfeil konnte mich gar nicht verfehlen. Da griff Myxin ein.

Der Todesengel war etwas zu weit zurückgegangen und damit in die Trittweite des Magiers gelangt. Seine Arme konnte er zwar nicht bewegen, dafür jedoch seine Beine.

Damit trat er zu.

Myxin jagte seine Füße in die Kniekehlen des Todesengels, der nach vorn geschleudert wurde, die Balance verlor und den Pfeilschuß verriß. Er ließ die Sehne zwar noch los, doch der Pfeil jagte gegen die Decke des Verlieses.

Ich schlug mit der Rechten zu.

Den Schlag holte ich weit aus der Schulter, traf das Kinn des weiblichen Monsters, und der Aufprall schleuderte es quer durch das Verlies bis gegen die Wand, an der das Weihwasser entlanggelaufen war.

Die Magie des Weihwassers reichte.

Der Todesengel kam damit in Berührung und schrie auf. Sein Gesicht wurde zu einer Fratze. Er taumelte vor und damit auf mich zu. Mit einem Judowurf hebelte ich ihn zu Boden, genau in die Pfütze mit dem Weihwasser.

Diesmal wurde auch sein Gesicht in Mitleidenschaft gezogen.

Ich sah auch den zweiten Todesengel. Das Weihwasser hatte ihm stark zu schaffen gemacht. Die gesamte rechte Körperhälfte schimmerte bleich. Solch einen Anblick bot nur ein Skelett.

Schaudernd wandte ich mich ab. Jetzt mußte ich mich erst einmal um Myxin kümmern.

Der Magier schaute mich an. »Flieh, John Sinclair!« flehte er. »Es hat keinen Zweck. Wirklich nicht.«

»Halt die Klappe! Bist du geflohen, als der Schwarze Tod mich vernichten wollte?«

»Nein, aber das war etwas anderes.«

Ich ließ mich nicht beirren. »Nein, es gibt keinen Unterschied.«

»Hier hast du keine Chance!« versuchte er es noch einmal.

Ich schüttelte nur den Kopf und gab ihm überhaupt keine Antwort mehr. Man mußte Myxin wirklich zu seinem Glück zwingen.

Aber auch ich stand vor einem Problem. Die Ketten bekam ich nicht aus dem verdammten Mauerwerk. Sie saßen zu fest.

»Mit Magie kannst du hier nichts machen?« fragte ich ihn.

»Nein, Asmodina hat eine stärkere Magie angewendet. Ich kann die Ketten nicht brechen.«

»Das ist schade.«

Noch immer klebte dieser verdammte Stein an meiner Hand.

Ohne ihn hätte vieles besser ausgesehen, und die Weiße Magie meines Kreuzes wäre nicht aufgehoben gewesen.

In einem Anfall von Wut drosch ich meinen Handteller gegen die Wand. Der Stein bekam nicht einmal einen Kratzer mit, er glitt einfach ab.

So schaffte ich es nie.

»Gib dir keine Mühe, John Sinclair!« sagte hinter mir eine kalte, gefühllose Stimme. »Du schaffst es sowieso nicht!«

Nein, ich schaffte es nicht. Aber sie würden mich schaffen, davon war ich überzeugt.

Langsam drehte ich mich um.

Vor mir stand Asmodina!

***

Sie war nicht allein gekommen.

Mehrere Todesengel drängten sich hinter ihr, und wie ich erkennen konnte, waren sie allesamt bewaffnet.

Da war nichts zu machen.

Ich spreizte die Arme ab.

»So will ich dich haben, Sinclair«, sagte Asmodina und schaute auf die am Boden liegenden Scherben und dann auf ihre beiden Dienerinnen, von denen nur noch eine lebte, jedoch jämmerlich stöhnte. Asmodinas Gesicht verzerrte sich. »Du bist doch ein widerlicher…« Ihr fehlten einfach die Worte, und sie stampfte mit dem Fuß auf, als wäre sie der Teufel persönlich und nicht seine Tochter.

Ich grinste.

Ja, ich grinste. Was sollte ich auch anderes machen? Ich freute mich darüber, ihr wenigstens eine kleine Niederlage beigebracht zu haben, denn die Teufelstochter ärgerte sich, das war ihr deutlich anzusehen.

Asmodina war eine kalte Schönheit. Und wären nicht die beiden Teufelshörner auf ihrer Stirn gewesen, hätte man sie als gutaussehende Frau bezeichnen können. In Locken fiel das lange Haar bis auf die Schultern. Es leuchtete brandrot wie das Höllenfeuer. Ihr Gesicht war blaß. Eine Haut hatte sie, die mich an Marmor erinnerte, und ihre Pupillen leuchteten ebenfalls rot.

Aus ihnen strahlte mir ein furchtbarer Haß entgegen, wie er nur in der Hölle geboren werden konnte.

Asmodina haßte mich ebenso stark wie damals der Schwarze Tod. Und sie war noch mächtiger.

Die Teufelstochter trug die gleiche Kleidung wie ihre Dienerinnen. Nur war sie bei ihr nicht aus schwarzem, sondern aus knallrotem Leder gefertigt.

»Ich hätte nicht gedacht, daß du so schnell kommen würdest, John Sinclair«, sagte sie.

»Ich lasse keinen Freund im Stich!«

»Dieser Edelmut wird dich das Leben kosten!«

»Damit habe ich gerechnet!«

»Du hast nicht gehofft, Sieger zu bleiben?«

»Das auch.«

Asmodina machte eine unwirsche Handbewegung. »Damit ist es jetzt vorbei, John Sinclair. Du wirst sterben!«

Das hatte ich geahnt. »Wirst du mich töten?« fragte ich.

»Nein, Geisterjäger, ich schaue nur zu. Für dich und Myxin habe ich mir etwas Besonderes ausgedacht.«

»Und was?«

»Sei nicht so neugierig, Geisterjäger. Du siehst es noch früh genug.«

Sie schnippte einmal mit den Fingern, und Myxins Fesseln fielen.
»Steh auf, Abtrünniger!« befahl sie.

Myxin erhob sich. Er bot ein Bild des Jammers. Das Weihwasser hatte tiefe Furchen in seine Haut geätzt. Es war auch durch die Kleidung gedrungen. Der Magier litt wirklich.

Asmodina war zufrieden.

Sie gab zwei ihrer Todesengel ein Zeichen. Die beiden verstanden und packten Myxin, der nicht einmal den Versuch machte, sich zu wehren.

Zwei weitere kamen auf mich zu.

Ich spannte die Muskeln.

Asmodina schüttelte den Kopf. »Es sind zu viele, Geisterjäger. Du kommst gegen uns nicht an. Laß es lieber bleiben, wenn du nicht auf der Stelle sterben willst.«

Sterben sollte ich so oder so. Aber vielleicht hatte ich später noch eine winzige Chance. So hob ich die Schultern und ergab mich in mein Schicksal.

Myxin und ich wurden zur Tür geführt und traten hinaus in den Turmschacht. Ich spürte wie der Magier die harten Hände der Todesengel an meinen Armen, machte jedoch keinerlei Anstalten, mich zu wehren. Die Übermacht war zu groß.

Wir schritten die Turmtreppe hoch. Die Holzstufen ächzten und knarrten, manchmal schwankten sie bedrohlich. Ich hatte das Gefühl, jeden Moment einzubrechen.

Wider Erwarten lief alles gut.

Zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Todesengel bewachten uns, da wurde jeder Widerstand zum reinen Selbstmord. Manche Dämoninnen hielten auch Schwerter und Lanzen in ihren Händen. Ich war davon überzeugt, daß sie damit ebensogut umgehen konnten wie die anderen mit ihren Bogen.

Meine Schulterwunde tat weh. Die Schmerzen zogen sich bis hinunter in den Arm, der am unteren Gelenk von zwei Todesengeln umklammert wurde.

Myxin führte man auf die gleiche Art und Weise ab. Auch der Magier dachte an keine Gegenwehr.

Wir erreichten einen Ausgang, durch den wir auf den Wehrgang gelangten.

Asmodina ging an der Spitze, die Todesengel folgten ihr, dann kamen wir, und hinter uns schritten abermals einige Teufelsdienerinnen.

Der Wehrgang war ziemlich breit, so daß mehrere Personen nebeneinander gehen konnten.

Rechts befand sich die Brüstung. Über sie konnte ich hinwegschauen und blickte hinunter in eine Arena.

Es war in der Tat ein Quadrat mit den vier Türmen an den Ecken und

den Verbindungsgängen, die den gewaltigen Innenhof einrahmten.

Sonst gab es nichts.

Keine Stallungen, keine Lagerhäuser, nur Türme, Wehrgänge und den Innenhof.

Ich schaute über die Brüstung.

Gelbbrauner Sand bedeckte den Innenhof. Er war zertrampelt, und es sah aus, als wäre eine Herde über ihn hinweggelaufen.

Arena! Dieser Begriff erinnerte mich an das alte Rom. Auch die Römer liebten ihre Arenen, in denen die Kampfspiele zur Ergötzung eines übersättigten Publikums stattfanden.

Auch hier sollte es Kampfspiele geben. Und ich brauchte kein großer Prophet zu sein, um zu wissen, wer dabei im Mittelpunkt stehen würde.

Myxin und ich.

Asmodina, die an der Spitze gegangen war, blieb stehen und drehte sich um. Sie schob ihre Dienerinnen zur Seite und bahnte sich einen Weg zu mir.

Wir schauten uns an.

»Ist das deine Welt?« fragte ich sie.

»Nur ein geringer Teil davon.«

»Diese Burg, ist sie überhaupt existent?« erkundigte ich mich.

»Oder ist sie nur ein Trugbild?«

»Sie schwebt zwischen den Dimensionen, und sie wird gern von meinen Dienerinnen angeflogen. Hier können sie auch ihre Kräfte messen. Vor allen Dingen gegen die Pantherfrauen.«

»Pantherfrauen?« wiederholte ich. »Wer, zum Henker, ist denn das?«

»Das sind ebenfalls Dienerinnen. Allerdings wilder und grausamer als meine Todesengel. Du erinnerst dich doch sicherlich an Serena Kyle und ihre Tigerfrauen – oder?«

Und ob ich mich erinnerte. Denn ich hatte Serena Kyle, die Wertigerin, letzten Endes vernichtet.

Meinem Gesichtsausdruck las Asmodina ab, daß ich mich sehr gut erinnerte. »Serena Kyle hast du getötet, John Sinclair. Doch für eine Truppe schaffe ich wieder zehn neue auf die Beine. Die Pantherfrauen werden es dir zeigen.«

Ich schüttelte mich. »Woher kommen sie?« fragte ich mit krächzender Stimme.

»Aus einem höllischen Reich, jenseits aller Grenzen.«

Damit konnte ich nicht viel anfangen. Außerdem hatte Asmodina keine große Lust mehr, mit mir noch lange zu debattieren. Sie wollte mich endlich tot sehen.

»In die Arena mit euch!« sagte sie.

Ich deutete nach unten. »Sollen wir springen?«

»Nein, es wird schon einen Weg geben.« Sie gab mehreren

Dienerinnen ein Zeichen.
Die Todesengel wußten, was sie zu tun hatten. Sie traten dicht an die Brüstung und legten einen kleinen, kaum sichtbaren Hebel um.
Ein Teil der Brüstung klappte nach außen. Wir hatten die Gelegenheit, hindurchzuschlüpfen.
Ich sah vor mir eine Art Rutschbahn, die hinunter in die Arena führte.
Myxin wurde als erster vorgestoßen.
Bäuchlings fiel er auf die Rutsche und verschwand aus meinem Blickfeld.
Dann war ich an der Reihe.
Die beiden Todesengel wollten auch mich lässig vorstoßen, doch ich stemmte mich gegen den Griff und schaute Asmodina an.
Sie hielt meinem Blick stand und lächelte spöttisch. »Keine Chance mehr, John Sinclair, denn durch diesen magischen roten Stein habe ich die Wirkung deines Kreuzes aufgehoben.«
»Ich weiß.«
Sie lachte. »Und ich bin gespannt, wie du die Pantherfrauen besiegen willst.«
Am liebsten hätte ich mich auf die Teufelstochter gestürzt, doch die beiden Todesengel schienen meine Absicht zu erraten. Sie griffen noch härter zu.
»Weg mit ihm!« kreischte Asmodina.
Ich wurde herumgedreht und auf die Rutsche zugestoßen. Zwei Schritte mit festem Grund unter den Füßen, ein dritter ging ins Leere, und ich fiel.
Ich wollte mich noch fangen, doch die Rutsche führte zu steil in die Tiefe.
Plötzlich verlor ich das Gleichgewicht, prallte mit dem Bauch auf die glatte Fläche und fegte der Arena entgegen, in der Myxin und ich unser Leben aushauchen sollten.
Hart kam ich auf. Staub und Dreck drangen in meine Augen und verkleb ten sie. Ein beißender Stich durchzog meine verletzte Schulter. In der Wunde pochte und hämmerte es. Durch einen raschen Blick nach links stellte ich fest, daß sie wieder anfing zu bluten. Der Verband war bereits durchtränkt.
Mühsam rappelte ich mich hoch.
Myxin stand ebenfalls. Sein grünes Gesicht sah schaurig aus. Das Weihwasser hatte es zum Teil zerstört, und in den Augen leuchtete die nackte Angst.
So etwas hatte ich bei dem Magier noch nie gesehen. Wahrscheinlich war er auch über den Tod des Vampirs so geschockt.
Ich ging langsam auf ihn zu. Bei jedem Schritt schmerzte meine linke Schulter. Trotzdem zeigte mein Gesicht ein verbissenes Lächeln.

Neben Myxin blieb ich stehen.
»Es gibt keinen Ausweg mehr«, sagte der Magier.
Darauf gab ich keine Antwort, sondern schaute hoch zu der Brüstung. Dort stand Asmodina mit ihren Todesengeln. Sie hatte sich den besten Platz ausgesucht, eine Stelle, von der sie alles überblicken konnte. Es mußte ihr eine diebische Freude bereiten, mich leiden und danach sterben zu sehen.
Plötzlich stieß mich Myxin an. »Da, sieh doch!«
Er deutete nach links.
In einer Ecke des Innenhofs stand eine Pantherfrau.
Ich erschrak.
Dann drehte ich mich und mußte feststellen, daß auch die drei anderen Ecken von diesen Monstern besetzt waren.
Vier Pantherfrauen.
Viermal eine Mischung aus Mensch und Raubtier!
Ich warf noch einen Blick zum Wehrgang hoch, wo Asmodina stand und zuschaute.
Ein wissendes und barbarisches Grinsen lag auf ihren Lippen. Sie hatte den rechten Arm erhoben und ließ ihn nun nach unten fallen.
Dabei klatschte ihre Hand auf die Brüstung.
Dieses Zeichen war für die vier Werpantherinnen ein Signal.
Gleichzeitig fauchten sie auf und setzten sich dann langsam in Bewegung.
Ihr Ziel waren Myxin und ich…

***

Da sie näher kamen, konnte ich sie besser erkennen. Diese Pantherfrauen boten wirklich einen scheußlichen Anblick. Sie hatten den Kopf des Dschungelraubtiers, genau die schrägstehenden gelben Augen und auch die Pranken dieser Tiergattung.
Ihr Körper und die Beine waren völlig normal gebaut und sahen so aus wie die ihrer weiblichen Geschlechtsgenossinnen auf der Mutter Erde.
Ich packte den angstschlotternden Myxin an der Schulter, drehte ihn herum, so daß wir Rücken an Rücken standen und uns gegenseitig deckten.
»Reiß dich zusammen!« fuhr ich ihn an. »Vielleicht schaffen wir sie!«
»Nein, sie sind zu stark!«
Mit Myxin, dem Magier, war wirklich nicht viel anzufangen. Er hatte eine ungeheure Angst.
Die Tier-Mensch-Monster bewegten sich mit der Geschmeidigkeit echter Raubtiere.
Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Auch ich bekam Angst und umklammerte mein Kreuz.

Es half mir nichts. Es war völlig wertlos in dieser Dimension.
Vielleicht hätte ich mich mit meiner neuen Waffe, dem silbernen Bumerang, wehren können, aber der lag in meiner Wohnung, ebenso die Beretta und der Silberdolch.
Ihnen konnte ich nur hinterhertrauern.
Die Hälfte der Strecke hatten die Pantherfrauen bereits hinter sich. Oben an der Brüstung bewegten sich die Todesengel. Sie hoben ihre Bogen, legten die Pfeile auf die Sehnen und spannten sie.
Eine doppelte Sicherung. Wenn wir die Pantherfrauen schaffen sollten, wollten sie mit ihren Pfeilen alles klarmachen.
Noch fünf Schritte trennten uns.
Ich stellte mich breitbeinig hin, denn leicht wollte ich es den verdammten Bestien nicht machen.
»Wenn sie springen, wirf dich zu Boden!« flüsterte ich Myxin, dem Magier, zu.
Ob er mich verstanden hatte, wußte ich nicht, denn er zeigte keine Reaktion.
Die Pantherfrauen kamen schräg auf uns zu. Der Winkel wurde immer spitzer, und da wir so ziemlich in der Mitte des Quadrats standen, mußten sie bei uns zusammentreffen.
Sie hatte ihre Rachen geöffnet. Ich sah die langen Reißzähne blitzen und schauderte. Beißender Raubtieratem schlug mir entgegen. Jetzt waren sie bereits so nahe herangekommen, daß sie einen Sprung durchaus wagen konnten.
Und sie stießen sich ab.
Vor und hinter mir hörte ich das Fauchen, vermischt mit Myxins Angstschrei.
Ich sah den gestreckten Körper auf mich zufliegen und tauchte zur Seite weg. Es war eine gedankenschnelle Drehung, und sie war auch nötig, denn das Biest flog nur haarscharf an mir vorbei.
Aber Myxin war getroffen worden. Zwei Körper hatten ihn unter sich begraben. Ich hörte das wilde Fauchen, sah aus den Augenwinkeln, wie Myxin sich wehrte. Er hatte keine Chance.
Ich handelte automatisch und ohne lange zu überlegen. Ich sprang der Raubkatze, die über Myxin lag, geradewegs in den Nacken und hämmerte der zweiten meine Faust auf die Schnauze.
Die Pantherfrau schrie beinahe klagend auf. Diesen Schmerz vertrug selbst sie nicht. Ich jedoch hatte mich überschätzt, denn ich prallte mit der linken Schulter zu Boden und hatte das Gefühl, von tausend Säbeln gefoltert zu werden.
Für wenige Augenblicke machte mich dieser Schmerz kampfunfähig. Dafür kassierte ich einen Prankenhieb, der mich am Kopf streifte. Haut riß auf, Blut quoll hervor und drang mir in die Augen.
Trotzdem stemmte ich mich hoch.

Neben mir war Myxin von zwei Pantherkörpern begraben worden. Ich sah, wie die beiden Bestien das Maul aufrissen, um ihn zu töten.

Da sprang mich die nächste Pantherfrau an. Die Wucht schleuderte mich auf den Rücken, und einen Herzschlag später waren die gefährlichen Zähne nur eine Handbreit von meinem Hals entfernt…

***

Urplötzlich standen die beiden Pantherfrauen mitten im Zimmer.

Vielleicht hätte eine rasche Schließung des Kreises ihr Erscheinen noch verhindert, doch das war nicht mehr möglich. Dr. Fryley hatte den Kreis aufgebrochen und damit den Weg für die Monster aus einer anderen Dimension geebnet.

Jetzt waren sie da.

Sofort griffen sie an.

Die erste Bestie sprang auf Jane Collins zu. Die Pantherfrau hatte ihr Maul weit aufgerissen, beißender Atem fuhr der Detektivin entgegen, die vor Schreck wie erstarrt auf der Stelle stand.

Da griff Suko ein.

Und er war schneller als die Bestie.

Der Chinese warf sich vor. Er hatte die Arme hochgehoben und angewinkelt, um sein Gesicht zu schützen, und er prallte auf halbem Weg mit der Pantherfrau zusammen.

Beide stürzten zu Boden.

Suko allerdings lag unten, die Bestie auf ihm. Sie wollte ihre Zähne in seinen Hals schlagen.

Blitzschnell riß Suko beide Hände hoch und umklammerte den Hals der Pantherfrau.

Die Kiefer klappten zu, dicht vor Sukos Gesicht. Er wurde nicht verletzt, und er kämpfte. Seine stahlharten Karatefinger drückten der Raubkatze die Luft ab. Er schüttelte den Kopf hin und her, stemmte in einem wahren Kraftausstoß die Bestie hoch und schleuderte sie zur Seite.

Sie fiel auf den Rücken.

Sofort sprang Suko wieder auf.

Damona King saß noch auf dem Boden, eingehüllt in eine rotleuchtende Aura, die gleichzeitig wie ein Schutzschirm wirken mußte, denn die schwarzhaarige Frau wurde von den Pantherfrauen nicht angegriffen.

Dafür jedoch Dr. Fryley.

Während Jane Collins, Sir Powell, Professor Higgins und Schwester Genoveva bis an die Wände zurückgewichen waren, stürzte sich die Bestie auf den jungen Arzt.

Der Doktor war kein Kämpfer. Er riß zwar noch die Arme schützend hoch, doch ein Prankenhieb fegte sie zur Seite. Im nächsten

Augenblick war die Bestie über ihm.

In seiner Verzweiflung trommelte Dr. Fryley gegen den Oberkörper der Pantherfrau, doch er konnte sie nicht mehr zurückstoßen.

Sie war zu stark.

Die Kiefer schnappten zu.

Der Schrei des Arztes endete in einem Röcheln. Der Mann starb noch auf dem Fußboden.

Suko hatte nicht eingreifen können. Er versuchte, sich mit aller Macht von der Pantherfrau zu befreien, was beinahe so gut wie unmöglich war, denn beide waren etwa gleich stark.

Aber Suko war geschickter.

Er schaffte es, seine Beine anzuziehen und sie der Pantherfrau in den Leib zu stemmen.

Ein Ruck, und die Bestie flog zurück. Sie krachte gegen den Tisch, auf dem ich einmal gelegen hatte, und schleuderte ihn zur Seite. Er kippte um und riß dabei mehrere Gefäße mit, in denen sich noch Nährlösung befand. Sie breitete sich lachenartig auf dem Boden aus.

Die Bestie schüttelte sich.

Suko stand wieder auf.

Jane Collins kam auf ihn zu. Sie wollte den Chinesen unterstützen, doch Suko schüttelte den Kopf. Als die Detektivin nicht reagierte, gab Suko ihr einen Stoß, der sie bis zur Wand zurücktrieb.

»Das mache ich allein!«

Die Pantherfrau fauchte.

Suko bewegte sich etwas zurück und gleichzeitig zur Seite, damit er auch die zweite Bestie im Blickfeld hatte. Und das war gut so, denn sie griff an.

Blitzschnell legte der Chinese beide Hände ineinander und holte zu einem Rundschlag aus.

Die Fäuste klatschten seitlich gegen den Kopf der Bestie und schleuderten das Monster herum. Es prallte zu Boden, war aber sofort wieder auf den Beinen.

Suko trat zu.

Karate beherrschte er neben einigen anderen Kampfsportarten aus dem Effeff. Sein Tritt riß den Kopf der Bestie in den Nacken. Es gingen sogar einige Zähne zu Bruch, und die Menschen konnten etwas aufatmen.

Aber an Flucht war nicht zu denken, denn die zweite Pantherfrau sprang auf die Tür zu und versperrte dort den Rückzug.

In dem Zimmer sah es aus, als hätte dort ein Tornado gewirbelt.

Die Trage war umgekippt, mehrere Flaschen zerbrochen, so daß Flüssigkeit auslief und auf dem Boden eine regelrechte Rutschbahn bildete.

Jane Collins, Sir Powell, Professor Higgins und der Krankenschwester

stand der Schrecken im Gesicht geschrieben. Die Angst hielt sie wie mit unsichtbaren Händen umkrallt.

Die Pantherfrauen griffen nicht mehr an.

Sie verhielten sich ruhig, drehten ihre Köpfe und schauten mit ihren gelben Raubtieraugen nur eine Person an.

Damona King!

Sie hatte sich erhoben und war noch immer eingehüllt in eine rote Aura.

Langsam drehte sie sich um, bis sie so stand, daß sie die Bestien anschauen konnte.

Die Monster winselten plötzlich. Sie duckten sich zusammen und zogen ihre Köpfe ein.

»Kommt her!« befahl Damona King und streckte ihren rechten Arm aus.

Dabei bewegte sie ihren Zeigefinger, um die Tiere zu locken.

Und die Pantherfrauen gehorchten.

Sie kamen tatsächlich näher!

Die übrigen Menschen konnten nur staunen. So etwas hatten sie noch nicht erlebt. Da gehorchten die beiden Bestien der schwarzhaarigen Frau aufs Wort, obwohl sie zuvor noch getötet hatten.

Damona King streckte nun beide Arme aus.

Die Pantherfrauen ließen sich fallen und näherten sich auf allen vieren der Weißen Hexe.

Sie erreichten auch die rote magische Aura.

Da geschah das Unerwartete, aber auch Unheimliche.

Plötzlich waren die beiden Pantherfrauen verschwunden. Doch nicht nur sie.

Auch von Damona King war nichts mehr zu sehen!

***

Myxin, der Magier, hatte keine Chance mehr. Das Gewicht der beiden Bestien drückte ihn in den Sand. Durch das Weihwasser geschwächt, brachte er den Pantherfrauen kaum Widerstand entgegen.

Ich konnte ihm auch nicht helfen, denn ich mußte mich gegen die anderen Monster verteidigen.

Noch hielt meine Gegenwehr.

Den rechten Arm hatte ich angewinkelt, um meine Kehle vor den gefährlichen Zähnen zu schützen. Mein Widerstand erlahmte allmählich. Der Druck und die Kraft der Pantherfrau waren zu stark.

Ich kam nicht dagegen an.

Dicht vor mir sah ich die kalten gelben Augen der Bestie. Die Tatzen schlugen neben meinem Körper in den Boden und wühlten ihn auf. Von der Kopfwunde rann mir noch immer das Blut über das Gesicht und verklebte die Haut.

Ich wollte die Beine anziehen, um die Katzenfrau wegzustemmen, doch das gelang mir nicht, da mich die Bestie mit ihrem Gewicht am Boden festnagelte.

Wieder öffnete sie ihr Maul.

Wenn sie jetzt zuschnappte, dann riß sie mir das halbe Gesicht weg.

In diesen schrecklichen Sekunden empfand ich wahre Todesangst. Ich keuchte, schrie und strampelte, spürte dabei nicht den Schmerz in meiner linken Schulter, sondern war nur von dem Gedanken besessen, mich nicht zerfleischen zu lassen.

Da jaulte die Pantherfrau auf. Ein harter Tritt hatte ihren Kopf getroffen. Er wurde zur Seite gedriftet, und ich bekam wieder etwas Luft. Es gelang mir, die Beine anzuziehen, und mit einem Kniestoß schleuderte ich die Bestie zurück.

Sie überkugelte sich auf dem Boden und sprang wieder auf. Aber sie griff nicht an, verhielt sich ebenso abwartend wie die zweite Bestie.

Warum?

Etwas hatte sie irritiert.

Und nicht nur die Pantherfrauen, auch ich war geschockt worden. Jedoch auf eine angenehme Art und Weise.

Ich schaute Myxin an. »Was ist geschehen?«

Der Magier – er hatte der Pantherfrau einen Tritt gegeben – hob die Schultern. »Ich kann es mir auch nicht erklären. Plötzlich waren zwei Bestien verschwunden. Einfach weg.«

Ich nahm es hin, denn darüber groß nachzusinnen hatte keinen Zweck. Irgend jemand hatte eingegriffen und uns gerettet.

Vorläufig jedenfalls, denn nun griff Asmodina, die Teufelstochter, ein.

Sie brüllte einen Befehl. Noch immer stand sie inmitten ihrer Todesengel dicht an der Brüstung des Wehrgangs. Sie hatte den rechten Arm hochgereckt und die Hand zur Faust geballt.

Der Arm fiel.

Die Engel hatten bereits ihre Bögen gespannt und auch gezielt.

Viele Pfeile schickten sie auf die Reise.

Ich glaubte, sogar das Sirren zu hören, als die Pfeile von den Sehnen sprangen. Ich gab Myxin einen Stoß und hechtete selbst in den Sand.

Ein Pfeil jagte dicht neben mir mit einem dumpfen Laut in den Boden, ein zweiter pfiff über mich hinweg, der dritte wäre Myxin fast in den Hals gedrungen, doch der vierte traf.

Allerdings das falsche Ziel, wenn man von Asmodinas Meinung ausging.

Der Pfeil jagte einer der Pantherfrauen genau in den Kopf. Zwischen den Augen blieb er stecken.

Die Bestie brüllte auf, schlug ein paarmal mit den Tatzen, brach zusammen und verendete.

Jetzt war nur noch eine Pantherfrau übrig.

Allerdings auch die Todesengel. Auf den Sehnen ihrer Bögen lagen bereits die neuen Pfeile. Und auch die anderen machten sich bereit, in die Arena zu gelangen. Sie benutzten dazu die Rutsche.

Bewaffnet waren sie mit Schwertern und Lanzen. Waffen, denen Myxin und ich nichts als unsere Körperkräfte entgegenzusetzen hatten. Zudem waren die noch geschwächt.

Ich sah mich hastig um. Deckungsmöglichkeiten gab es in dieser quadratischen Arena nicht. Sie konnten uns abschießen wie Hasen auf dem Feld.

Um wenigstens den Rücken frei zu haben, mußten wir an die sich den Todesengeln gegenüberliegende Wand laufen. Dort hatten wir dann wenigstens den Rücken frei.

Ich riß Myxin mit. »Lauf!« schrie ich nur.

Schon flogen die nächsten Pfeile.

Ich schlug mehrere Haken, wischte dicht an der letzten Pantherfrau vorbei und ließ die Pfeile hinter mir. Sie hatten weder mich getroffen noch Myxin.

Ich prallte gegen die Mauer, weil ich zuvor nicht hatte abbremsen können.

Die nächsten Gegnerinnen hatten die Arena schon erreicht.

Sie waren über die Rutsche gekommen und formierten sich.

Sechs Todesengel, alle waren bis an die Zähne bewaffnet. Sofort fächerten sie auseinander, um bessere Kampfpositionen einnehmen zu können.

Ich erwartete sie.

Neben mir stand Myxin. Er schaute mich mit seinem verwüsteten Gesicht an, und in seinen Augen las ich eine stumme Frage.

»Wir schaffen es!« sagte ich. »Nur nicht aufgeben.«

»Wie willst du das anstellen.«

»Vielleicht kann ich einen Todesengel entwaffnen. Mit einem Schwert kann man schon viel anfangen.«

»Du gibst nie auf, wie?«

»Nein!« erwiderte ich hart. Da waren die ersten schon heran.

Und mit ihnen kam die letzte Pantherfrau.

Ich wartete erst gar nicht ab, bis sie mich attackierten, sondern griff selbst an.

Bevor sich die Todesengel versahen, stürzte ich mich auf die ersten beiden, warf einen von ihnen mit einem Faustschlag zu Boden und hebelte den zweiten mit einem Judogriff um.

Blitzschnell riß ich ihm das Schwert aus der Hand. Und schlug noch aus der Drehung zu.

Es war ein Glückstreffer, denn mit einem einzigen Hieb trennte ich der letzten Pantherfrau den Kopf vom Rumpf.

Dann fegte schon eine Lanze auf mich zu.

Ich parierte den Stich. An der Schwertklinge streifte die Lanze entlang und geriet aus ihrer ursprünglichen Richtung. Sie hieb in das Mauerwerk.

Von der linken Seite griffen mich zwei weitere Todesengel an. Sie droschen mit ihren Schwertern zu, und ich mußte mich verteidigen.

Rechts und links hieben sie auf mich ein. Ich konnte immer nur mein Schwert als Deckung hochreißen und die Schläge einigermaßen parieren, zu einem Konterangriff kam ich nicht.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Myxin die Lanze hochhob.

Der kleine Magier hielt den Schaft mit beiden Händen umklammert. Todesmutig drang er den Angreifern entgegen.

Sterben oder untergehen, das war seine Devise!

Er kämpfte.

Ich verschaffte mir mit einem gewaltigen Hieb Luft. Er war so hart, daß einer der Todesengel sein Schwert verlor.

Dann stach ich zu.

Das Monster brach zusammen.

Mit einem weiteren Streich hackte ich einer Dämonin den rechten Flügel ab und näherte mich Myxin, über dessen Kopf bereits eine Klinge schwebte, um ihn zu spalten.

Aus dem Handgelenk schleuderte ich mein Schwert.

Es jagte der Dämonin genau in die Brust.

Doch ich war waffenlos. Und einerseits froh, Myxin das Leben gerettet zu haben.

Nun hatten die anderen freie Bahn.

»Das ist das Ende!« schrie Myxin, der Magier.

Er hatte unrecht, es war nicht das Ende.

Denn urplötzlich fiel ein roter Schein vom Himmel, leuchtete die Arena aus, und inmitten des Scheins sah ich eine schwarzhaarige Frau zusammen mit zwei Werpantherinnen!

Im selben Augenblick erstarrten die Todesengel zur Bewegungslosigkeit.

***

Ich begriff nichts. Und auch Myxin schaute sich ratlos um.

Zeit und Raum waren aufgehoben.

Die schwarzhaarige Frau schritt auf mich zu, kam immer näher, und ich sah einen roten Stein in ihrer Hand, der dieses intensive Leuchten ausstrahlte.

Auch der Stein in meiner rechten Hand begann, seine Kräfte zu entfalten. Er klebte noch immer in meiner Handfläche, hatte mich jedoch zum Glück beim Kampf gegen die Todesengel nicht behindert.

Er wurde warm, dann so heiß, daß ich unwillkürlich aufschrie.

Da fiel der Stein zu Boden. Plötzlich leuchtete mein Kreuz auf. Die Strahlen vereinigten sich mit dem gleißenden Leuchten des Steins und schufen eine weißmagische Aura. Und eine Zeitsprung-Lücke.

Beide fielen wir hinein in diese Dimension. Mir wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, und dann kam der Blackout.

***

Ich schlug die Augen auf. Eine weiße Decke über mir, der Geruch von Bohnerwachs und Krankenhaus…

Hastig richtete ich mich auf. Sofort war das Schwindelgefühl da.

Nur mühsam unterdrückte ich es und sah dann in das lächelnde Gesicht meiner Retterin.

»Wer… wer sind Sie?« hauchte ich.

»Mein Name ist Damona King.«

»Damona King?« Ich überlegte. Natürlich hatte ich schon von der Bezwingerin der Finsternis gehört, aber nie persönlichen Kontakt mit ihr gehabt. Jetzt stand sie vor mir. Und sie hatte mich aus Asmodinas Klauen befreit.

Unglaublich… »Wie war das möglich?«

Sie behielt ihr Lächeln bei. »Eigentlich haben Sie es nur meinem Erbstück, diesem Stein hier«, sie deutete auf ein schwarzes Oval vor ihrer Brust, »zu verdanken, daß Sie noch leben, Geisterjäger. Hätte er die fremde Magie Ihres Steins nicht gespürt, wären Sie verloren gewesen. So aber wies er mir den Weg.«

Ich nickte. »Das verstehe ich. Nur – wie kam es dazu?«

»Das bleibt auch mir ein Rätsel«, erwiderte Damona King.

»Wahrscheinlich ist es so, daß die beiden magischen Strahlen sich kreuzten und nur einer stärker sein konnte. Eben meiner. Durch diesen Stein ist mir ein Dimensionssprung gelungen, so daß ich Sie retten konnte, John Sinclair. Denn Ihre Freunde hatten den Kreis unterbrochen, und die Pantherfrauen konnten aus der anderen Dimension in unsere Welt gelangen.«

Ich begriff einiges. Mir wurde jetzt auch klar, wieso die beiden Bestien so plötzlich verschwunden waren. Der Kreis war geöffnet worden und damit auch das Dimensionstor. So hatte die Person, die den Kreis unterbrach, mir das Leben gerettet.

»Ihr Stein mußte vernichtet werden«, erklärte Damona King.

»Eine andere Möglichkeit gab es nicht.«

»Und er existiert jetzt nicht mehr?« fragte ich.

»Nein.«

Myxin fiel mir ein. »Wo ist er?« fragte ich.

»Sie meinen diesen Kleinen mit der grünen Haut?«

»Ja.«

Damona hob die Schultern. »Keine Ahnung. Vielleicht ist er in Raum

und Zeit verschollen.«

Ich nickte. Das war möglich. Obwohl ich es bedauerte, denn irgendwie hatte ich mich an Myxin gewöhnt.

Plötzlich flog die Tür auf.

Und dann stürmten Jane Collins, Suko und Sir Powell in das Krankenzimmer.

Sie erzählten, ich erzählte.

Nur Dr. Fryley war nicht mehr zu retten. Die Pantherfrau hatte den jungen Arzt getötet.

Professor Higgins dachte schon wieder praktisch. »Welche Erklärung geben wir ab?«

»Gar keine«, sagte Sir Powell. »Was hier zu regeln ist, das nehme ich in die Hand.«

»Meinetwegen.«

Ich wollte berichten, doch nicht einmal zehn Sätze brachte ich über die Lippen.

Plötzlich fielen mir die Augen zu. Ich schlief ein und damit meiner Gesundung entgegen.

Jane Collins, Suko und Sir Powell verließen auf Zehenspitzen das Krankenzimmer. Als letzte ging Damona King. Sie wartete, bis die anderen auf dem Gang waren, dann setzte sie sich heimlich ab.

Dank wollte sie nicht. Auf sie warteten andere Aufgaben. Ebenso wie auf mich.

Der Kampf gegen die Mächte der Finsternis lief wieder auf vollen Touren…

ENDE